

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

Bezugs-Bedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:

monatlich Ks 16.—
vierteljährlich 48.—
halbjährlich 96.—
ganzzährlich 192.—

Rückstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montags täglich früh

Die Gewerbetreiber.

Im Klub des Bundes der Landwirte sitzen drei Vertreter der sogenannten Gewerbe-
partei. Den Statistiken nach ist es sehr wahrscheinlich,
daß gut 100.000 Stimmen, die der Bund der
Landwirte einstimmte und mit denen er vier bis
fünf Mandate besetzte, von Gewerbetreibenden
herrühren. Ein Drittel der Stimmen
der Gewerbetreibenden dienten also
dazu, die agrarische Position un-
mittelbar zu stärken. Das Wahlbünd-
nis der Gewerbe- und Bauernpartei an sich mußte zu einem
guten Geschäft des Bauernbundes werden, der
in den Städten aus eigener Kraft nicht Wurzel
schlagen konnte.

Aber dafür hat die Gewerbe-
partei, die wieder zu einer selbständigen Kandidatur zu klein
war, doch drei Sitze im Parlament erhalten!
Die Interessen der kleinen Handwerker, der
Kaufleute aller Branchen, haben im Parlament
ihre besondere Vertretung gefunden! Wie steht
es nun mit der Interessenvertretung der Ge-
werbetreibenden? Seit einem Jahr stimmen die
drei Abgeordneten der Stenzel-Partei
für die agrarisch-merkantile Mehrheit, seit
einem halben Jahr gehören sie der offiziellen
Regierungskoalition der tschechisch-
deutschen Bourgeoisie an. Mit den tschechischen
Gewerbetreibern zusammen verfügen sie über
16 Stimmen im Abgeordnetenhaus, also über
ein Zehntel der Koalitionsmandate, und ein
Ministerium ist mit einem Gewerbetreiber
besetzt. An Zeit und Gelegenheit, an Einfluß
und Macht hat es nicht gefehlt, für die Gewerbe-
treibenden etwas zu erreichen. Was ist also
für sie getan worden?

Das erste Halbjahr des neuen Kurzes galt
der Durchsetzung der wirtschaftlichen
Forderungen der Bourgeoisie. Daß es für
die Agrarier, den tschechischen Großgrundbesitz
und die Pfaffen kein schlechtes Geschäft war,
daß da auf parlamentarischem Boden „getätigt“
wurde, weiß man heute, wenn man es schon
vorher nicht glauben wollte. Die Zölle haben
den Agrariern in einem halben Jahr eine Mil-
liarde Kronen eingebracht, die Erhöhung der
Zuckersteuer war nicht nur ein guter Fisch-
zug für den Finanzminister, sondern auch ein
Fressen für die Zuckerbarone, die Spiritus-
steuer, die Kongrua, sie waren wohlberechnete
Griffe der Besitzenden in die Taschen der Ar-
beitenden. Die Frage, für die sich endlich einmal
die Gewerbetreibenden interessieren sollten, ist
aber: was haben die Gewerbetreibenden
den, die 100.000 Wähler, die mit den Namen
Stenzel und Tichy für die Liste der Groß-
agrarier eingefangen wurden, von Zöllen und
Kongrua und Zuckersteuer? Die Zölle haben die
Lebenshaltung aller Schichten des Volkes ver-
teuert. Der Tischler, der Schuster, der Schmied-
warenhändler leiden vielleicht, wenn ihr Ge-
schäft noch gut geht, nicht so schwer unter den
Folgen der Zollpolitik wie der Industriearbeiter
oder der Kleinbauer, sie müssen aber die Mehr-
belastung ihres Haushaltes mit mindestens
1000 Kronen im Jahre genau so tragen, wie
alle anderen Konsumenten. Wenn die Zölle ein
Geschenk für die Gewerbetreibenden waren, dann
waren sie ein Danaergeschenk, das sie teuer
bezahlen. Der Handwerker und der Kauf-
mann werden aber erklären, es komme für sie
nicht auf die Preise der Bedarfsartikel, sondern
auf den Geschäftsgang an. Wenn viel
gekauft wird, bringt eine Woche ein, was die
Leuerung in einem Jahre kostet. Und in dieser
Richtung haben die Agrarier mit den Ver-
sprechungen nicht gespart. Wenn erst die
Landwirtschaft wieder ordentlich verdiente, dann
werde es an Aufträgen für die Gewerbetreibenden
nicht mangeln. Nun hat die Landwirtschaft
über Erwartungen hohe Erträge erzielt, aber in
den Wirtschaften teilen sich wenige zehntausend Groß-
bauern, das ungeheure Meer der Konsumenten
aus den Arbeiterkreisen, die kleinen Bauern,
die kleinen Selbständigen, die einander doch
auch Waren abnehmen, sind in ihrer Kaufkraft
empfindlich geschwächt. Seit einem halben Jahr
ist der Geschäftsgang, Arbeitslosigkeit und
Kurzarbeit, eine Krise, deren Ende

200.000 nordamerikanische Bergarbeiter streiken.

Kampf gegen die kapitalistischen Scharfmacher und gegen Streikbrecher.

New York, 1. April. Zweitausend
Braunkohlengruben in Arkansas, Illinois,
Indiana, Iowa, Kansas, Missouri, Ohio, Okla-
homa und Pennsylvania sind heute stillgelegt
worden. 200.000 Bergleute des Berg-
arbeiterverbandes befinden sich im Streik, da
die Gruben es ablehnen, das Lohnab-
kommen mit einem Tagelohn von 7,5 Dollar zu
verlängern. Eine längere Dauer des
Streikes ist wahrscheinlich. Bei den Ver-
brauchern macht sich bisher noch keine Verunruhi-

gung geltend, da noch ein Vorrat von über 80 Mil-
lionen Tonnen vorhanden ist und auch viele Gruben
mit Arbeitern, die nicht dem Bergarbeiter-
verbande angehören, in Betrieb sind. Die Pitts-
burgh Terminal Coal Corporation kündigt an, daß
sie Bergleute des Verbandes nicht
wieder aufnehmen werde und bietet ihren
Arbeitern einen Tagelohn von sechs Dollar. In-
solgedessen werden dort Unruhen gegen
Streikbrecher befürchtet.

Der Klassencharakter der Wohnungsfürsorge in der Tschechoslowakei.

2,8 Milliarden für Großwohnungen, 200 Millionen für Kleinwohnungen.

Zu einem interessanten Zwischenfall kam es
im Budgetausschuß des Senates anläßlich der Be-
ratung über die Bauvorlage. In dieser Sitzung
war auch der Sektionschef des Ministeriums für
soziale Fürsorge Kubista erschienen, der sich über
die Vorlage äußerte. Zum Schlusse stellte die Se-
natorin Plaminel an den Vertreter des Ministe-
riums die Anfrage, ob es wie behauptet wurde,
richtig sei, daß die Ausgaben des Staates für
Friede der Wohnungsfürsorge seit Bestand der
Republik 6 Milliarden betragen haben. Sektions-
chef Kubista antwortete, daß dies übertrieben sei
und daß der Gesamtaufwand des Staates zu

Zwecken der Wohnungsfürsorge bisher 3 Milliar-
den betrage. Weiters darüber befragt, wie viel
davon für Kleinwohnungen ausgegeben wurden,
gab er zur Antwort 200 Millionen. Obwohl der
ehemalige Finanzminister und Referent über die
Bauvorlage Bescheid dieses entschieden bestritt, blieb
der Sektionschef bei seiner Behauptung. Danach
sind also von 3 Milliarden Gesamtaufwand für
die Wohnungsfürsorge 2,8 Milliarden für Groß-
wohnungen und nur 200 Millionen für Klein-
wohnungen verwendet worden. Diese Ziffern sind
so ansehnlich, daß jeder weitere Kommentar über-
flüssig ist.

Eine grauenvolle Statistik.

die aber auf Spina und Mahr-Harting keinen
Eindruck machen wird.

Budapest, 1. April. (M.Z.) Nach einer vom
ungarischen Kriegsgeschichtlichen Archiv zur Aus-
gabe gelangten Statistik über die Kriegsverluste
Ungarns sind im Weltkrieg 3,5 Millionen un-
garische Soldaten eingezogen und von ihnen
nur 524.000, also ein Sechstel, heil heimgekommen.
Jeder zweite Soldat wurde verwundet,
jeder dritte Soldat mehr als einmal ver-
wundet, und jeder sechste Soldat ist ge-
fallen.

nicht abschbar ist, läßt die Käufermassen zu-
sammenschmelzen, gewährt Hunderttausenden
heute nur noch das Minimum dessen, was sie
benötigen, um nicht geradezu Hungers zu ster-
ben. Die neuen Steuerlasten, die Leue-
rung, die Ausgaben für die Kongrua, sie
treffen in vollem Maße die Gewerbetreibenden,
die nicht nur als Käufer, sondern auch als Ver-
käufer geprellt, um ein auskömmliches Leben
ebenso wie um einen besseren Geschäftsgang be-
troffen sind.

Der Herbst brachte die intensivere Fort-
setzung der aktivistischen Politik und wieder
sah er die Gewerbetreibenden im Schlepptau
der Agrarier und Merkantilen. Eine Steuer-
reform, die ihnen so gut wie gar nichts
bringt, muß den Gewerbetreibern immer noch
als die Krone ihrer Ertragsverluste erscheinen,
da sie eben sonst überhaupt keine aufzuweisen
haben. Denn den Rüstungsfonds und die
Verlängerung der Militärdienstzeit werden die
Agrarier ihren Freunden kaum als die Durchsetzung
einer gewerbetreibenden Forderung anpreisen
können. Der Aufwand von fast zwei Milliarden
Kronen jährlich für Militär und Rüstungen muß
durch Steuern gedeckt werden, die zum großen
Teil durch die Gewerbetreibenden aufgebracht
werden müssen. An eine wesentliche Herabsetzung
der Steuern kann gar nicht gedacht werden,
solange der Staat ein Kräftefeld seines Budgets für
Rüstungen ausgiebt. Die verlängerte Dienstzeit
trifft den Gewerbestand, vor allem den jungen
Kaufmann, der auf der Suche nach einer Existenz
ist, schwer genug, die Privilegien der Erntere-
serve werden den Söhnen der Gewerbetreibenden
so wenig zu teil

Hodač und das Internationale Arbeitsamt.

Ihm sind die Ausgaben zu hoch.

Genf, 1. April. In der heutigen Sitzung des
Verwaltungsrates des internationalen Arbeitsamtes
erklärte der tschechoslowakische Delegierte
Dr. Hodač als Vertreter der Arbeiter-
Gruppe, er könne seine Zustimmung zu dem
Budget des internationalen Arbeitsamtes nicht
geben, in der Überzeugung, daß die Tendenz
nach ständiger Erhöhung dieses Budgets den Ver-
brauch der verschiedenen Staaten nach Herabset-
zung der Subventionen widerspricht.

wie den Arbeitern oder den Söhnen der Klein-
bauern. Nur der Sohn des Großbauern wird
die Früchte des Aktivismus genießen können.

Was bleibt von den Taten der tschechisch-
deutschen, agrarisch-merkantilen Koalition für die
Gewerbetreibenden übrig? Die Verwal-
tungsdirektion etwa, die durch die Ein-
führung eines bürokratischen Willkürregi-
ments den kleinen Mann im Gewerbe, oder
Kaufmannsstände behelligen, ihm das Leben
sauer machen wird; das Vaugeseß, das ein
Gesetz der Drosselung der Vaugewer-
bung ist, das dem gesamten kleinen Vaugewer-
be den Boden abgräbt und die Zukunft für
Mieter, Wohnungssuchende und vor allem für
die Handwerker, die nur bei einer regeren Bau-
tätigkeit Arbeit finden können, trostlos macht?

Mit kleinen Brocken, mit den Bro-
cken vom Tische der Zöllner und Kongruisten
hat man die Gewerbetreibenden ab-
gespeist. Ein Jahr lang führten die Spina
und Mahr-Harting den Stenzel und seine zwei
Gesellschafter am Gängelbunde, ein Jahr
lang stimmte die Gewerbe-
partei gegen die Interessen ihrer Wähler,
die nur ein zünftlerisch rückwärtsgerichtetes
Denken, ein kurzfristiger Arbeiterhaß, die
Hoffnung auf ein paar reaktionäre Maßnahmen
gegen Lehrlinge und Eisenbahner, durch die
niemandem geholfen, aber zehntausenden ge-
schadet wird, die nur mangelnde Einsicht in
die politischen Verhältnisse davon abhält, den
Verrat der Partei zu erkennen, der sie
sich verfahren haben und die heute gar
keine Partei mehr ist, sondern nur ein
hisslos, willenloses Anhängsel des agrarischen
Großkapitals.

Klerikale Kullissenarbeit gegen die Volksschule.

Eine abschließende Betrachtung zur Verlegung
des Unterrichtsbeginnes.

Bekanntlich hat das Schulministerium im Oc-
tober vorigen Jahres verfügt, daß in der Zeit vom
1. November 1926 bis 28. Februar 1927 der Unter-
richt vormittags statt um 8 Uhr um halb 9 Uhr
zu beginnen habe. In zwei Aufsätzen ist in un-
serem Blatte bereits zu der dadurch bewirkten Ver-
schiebung der täglichen Unterrichtszeit Stellung ge-
nommen worden. Die in den beiden Aufsätzen zum
Ausdruck gebrachten Anschauungen scheinen ein-
ander vielfach zu widersprechen und könnten ge-
eignet sein, Verwirrung und Unklarheit in den
Reihen unserer Genossen hervorgerufen. Klarheit
ist aber notwendig, das heißt, fassen und be-
halten. Soll aber dieser Zweck erreicht werden,
so darf auch die tägliche Unterrichtszeit
am Vor- und Nachmittage nicht eine solche sein,
daß dadurch eine geistige Überlastung der
Kinder eintritt, denn diese zieht eine verminderte
Aufmerksamkeit nach sich, und beeinträchtigt
so den Erfolg des Unterrichtes. Vielfach wird
im Elternhaufe darüber geklagt, daß die Kinder
in der Volk- und Bürgerschule tatsächlich bereits
überlastet sind, ihnen zu wenig Zeit zu Spiel und
Erholung, Spaziergängen und Bewegung im
Freien bleibt. Tatsächlich sind 20 bis 32 Wochen-
stunden — wobei sind es in den Oberklassen mit
Handfertigkeitsunterricht, Sprachunterricht und
tschechischem Sprachunterricht — für neun bis elf-
jährig für zwölf bis vierzehnjährige Kinder etwas
viel. Diese Klagen sind weder der Lehrervergän-
gung unbekannt geblieben, noch der Unterrichts-
verwaltung. Es wurde über Mittel und Wege be-
raten, wie dieser Überlastung abgeholfen sei, ohne
die Zahl der den einzelnen Gegenständen zu-
gewiesenen Stunden zu vermindern.

Wohl gäbe es ein Mittel, und zwar ein
solches, das in den Händen der Eltern selbst liegt
und das die Zahl der Stunden, die die Kinder
in der Schule sitzen müssen, sofort um zwei Stun-
den pro Klasse verringert, ihnen zwei Stunden
Erholung und Freizeit pro Woche mehr verschaffen
könnte. Dieses Mittel wäre, die Kinder ein-
fach nicht in den Religionsunterricht zu
schicken, wenn sie nach dem Gesetze die Be-
rechtigung haben. Freilich kann diese Berechtigung
nur zu Beginn des Schuljahres ausgereicht werden,
und für dieses Schuljahr ist es also hierzu schon
zu spät. Doch fürs künftige Schuljahr mögen
die Eltern dessen eingedenk sein. Nun sind es aber
erfahrungsgemäß sehr wenige Eltern, die von
diesem Rechte Gebrauch machen und die überpro-
portionalen Mehrzahl der Kinder besucht den Religionsunter-
richt. Die Gründe, warum dies geschieht, mögen
hier nicht untersucht, aber mit der Tatsache
muss gerechnet werden. Es ist deshalb von
den Lehrervereinigungen wiederholt der Vorschlag
gemacht worden, die Unterrichtsstunden, die heute
— die Pausen abgerechnet — im Durchschnitt
55 Minuten betragen haben, auf 30 beziehungs-
weise 45 Minuten zu verkürzen und dadurch
sollte eine Verfürgung des Vormittagsunterrichtes
um 20—30 Minuten bewirkt und den Kindern
ebenfalls an Erholungszeit geschenkt werden. Was
an Unterrichtszeit verloren ginge, sollte durch die
geringere geistige Ermüdung der Kinder und ihre
gespanntere Fassungskraft herein-
gebracht werden. Nach Ansicht der pädago-
gischen Fachmänner, wie auch der Ärzte, wird
durch die verkürzte Stunde der Unterrichts-
erfolg in seiner Gesamtheit nicht be-
einträchtigt.

Den im vorstehenden dargelegten Anschauun-
gen wollte die Unterrichtsverwaltung Rechnung
tragen, indem sie den Vormittagsunterricht auf
halb 9 Uhr verlegte und die halbe Stunde durch
Kürzung der einzelnen Vormittagsstunden herein-
bringen ließ. Gegen diese Aenderung konnte eigen-
lich grundsätzlich nicht viel eingewendet werden
und es war eigentlich lediglich die Frage zu erwägen,
ob es zweckmäßig war, den Unterricht um eine halbe
Stunde früher zu schließen. Für die Kinder der Arbeiter

und Angestellten, insbesondere für jene, bei denen beide Eltern irgend einem Erwerb nachgehen müssen, hatte der spätere Unterrichtsbeginn den Nachteil, daß die Kinder wohl mit dem Eltern um halb 8 das Haus verlassen, sich aber bis nach 8 Uhr herumtreiben mühten, ehe sie ins Schulhaus eingelassen wurden. Erfolgte über die Öffnung des Schultores und der Lehrgimmer früher, so blieben die Kinder — weil der Lehrer nur verpflichtet ist eine Viertelstunde vor Unterrichtsbeginn in der Klasse anwesend zu sein — von 7.45 bis 8.15 Uhr ohne Aufsicht. Die gleiche Unzulänglichkeit stellte sich in den Städten und größeren Orten hinsichtlich jener Kinder heraus, die mit der Bahn aus der Umgebung der Städte gefahren kamen, um dort eine Bürgerschule zu besuchen. Sie waren — da die Züge meist um halb 8 Uhr früh ankommen — genötigt, oder mindestens dazu verleitet, vor dem Unterrichtsbeginn eine halbe Stunde auf der Straße sich herumzutreiben, was bei schlechtem Wetter sicher nicht ohne Gefahr für die Gesundheit der Kinder ist.

Für eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Kindern allerdings mag der halb 9 Uhr-Beginn des Vormittagsunterrichtes den Vorteil gehabt haben, daß sie am Morgen eine halbe Stunde länger ausruhen konnten. In den meisten Arbeiter- und Angestelltenfamilien wird diese Wirkung aber wohl nicht oder doch nicht in dem Maße eingetreten sein, wie in den Bürgerfamilien. Denn auch bei den Arbeiterfamilien, wo die Mutter nicht in der Fabrik oder in die Bedienung eilen muß, beginnt das Tagewerk doch schon erheblich vor 8 Uhr. Der Vater nimmt um 7 Uhr das Frühstück, weil er spätestens um 8 Uhr in der Fabrik, in der Werkstätte oder im Büro sein muß. Nach seinem Besoeben wird geräumt, geküsst und die Kinder werden bei diesem Anlasse wohl meist aus dem Bett gerieben. Von einem wirklichen Ausruhen in der Zeit von halb 8 Uhr bis 8 Uhr kann wohl kaum mehr die Rede sein, ebensovienig von einer wirksamen Ausnützung dieser Zeit zur Erholung.

War also die Verlegung des Unterrichtsbeginnes von 8 Uhr morgens auf halb 9 Uhr an sich eine Maßnahme von zweifelhaftem Werte, so verliert sie vollständig jeden Wert in der warmen Jahreszeit, wo der Tag schon um 6 Uhr und noch früher beginnt und auch das Tagewerk im Arbeiterhaushalt bereits zu dieser Zeit seinen Anfang nimmt.

Die meisten Elternräte haben sich wohl ziemlich einmütig dahin ausgesprochen, daß vom 1. März an der 8 Uhr-Beginn für den Vormittagsunterricht wieder allgemein eingeführt werden soll. War dann also das Experiment mit dem halb 9 Uhr-Beginn vollständig zwecklos? Nein, keinesfalls! Es hat der 50 Minutenstunden-Bezug gelehrt, und diese Erfahrung unserer Kinder muß unter allen Umständen behauptet werden. Nicht um eine Verminderung des Wissensstoffes, der den Kindern vermittelt werden soll, handelt es sich, sondern darum, daß im Laufe des vierstündigen Vormittagsunterrichtes nicht eine derartige Uebermüdung und Abspannung des Kindes eintritt, die dem Unterrichtserfolge mehr nimm, als ihm durch die Verfügung von fünf Minuten per Stunde genommen werden kann. Wir müssen also unter allen Umständen für die Beibehaltung der verkürzten Unterrichtsstunde eintreten, denn nur so kann die Ueberbürdung der Schulkinder vermieden werden, ohne daß einer der Unterrichtsgegenstände bezüglich der ihm derzeit zugewiesenen Stundenzahl verringert wird.

Aber noch ist durch die Einführung der verkürzten Unterrichtsstunde nicht alles getan. Unser Streben muß dahin gerichtet sein,

die Nachmittage überhaupt knirsch frei zu bekommen, damit die Kinder in Ruhe und ohne Hast ihre Schulaufgaben machen und doch noch genügend Zeit für Spiel und Erholung finden können. Durch die Einführung der Kurzstunde wird dies möglich sein. Wohl bleiben in den Oberklassen oder in der Bürgerschule — wenn alle Unterrichtsstunden beibehalten würden — noch zwei, eventuell vier Stunden übrig, die doch auf einen Nachmittag verlegt werden müssen. Doch kann man für diesen Nachmittag die Turn-, Spiel- und Gesangsstunden ansetzen, oder sie zu Lehrspaziergängen verwenden. Das Kind ist dann zu Mittag doch die Sorge los, ob es geprüft wird oder nicht, ob es entsprechen oder bei einem „Anruf“ verjagen wird. Gern und freudig wird es an dem einen Nachmittag auf den Turn- oder Spielplatz, in die Gesangsstunde oder zum Lehrspaziergang eilen, denn es weiß, daß ihm nichts „passieren“ kann, daß ihm weder eine schlechte Note noch ein Tadel wegen einer fehlerhaften Aufgabe oder einer schlecht gelernten Lektion droht. Ist der Vormittag vorüber, so gehört der Nachmittag doch vorwiegend der Lust und Freude, der Ruhe und Erholung und ist nicht getrübt durch Furcht vor Strafe oder Tadel. Wird so der Nachmittag verbracht, dann geht der Knabe oder das Mädchen am nächsten Tage ausgeruht und neu gestärkt zur Schule und ist auch wieder fähig vier oder fünf Kurztunden in der Schule zu sitzen und mit ungezügelter Aufmerksamkeit und Spannkraft dem Lehrvorgang während der ganzen Unterrichtsdauer zu folgen. Dies der große pädagogische und erzieherische Vorteil der einmaligen „Schulfrequenz“ oder des „ungeteilten Vormittagsunterrichtes“, wie sie noch anders genannt wird.

Wir Sozialdemokraten, die wir für den Fortschritt auf allen Gebieten und vor allem auf einem so wichtigen Gebiete des Unterrichts- und Erziehungswesens sind, dürfen uns daher nicht stavisch an die 60 Minutenstunde, an den 8 Uhr-Beginn und den Vormittags- und Nachmittagsunterricht klammern, sondern müssen in Verbindung mit den Fachmännern der Gesundheitslehre und der Pädagogik auch hier für die neuzeitlichen Forderungen eintreten.

Ob in den Wintermonaten der Unterrichtsbeginn auf halb 9 Uhr festgesetzt wird und die Kinder eine halbe Stunde später in die Schule gehen sollen, oder es beim 8 Uhr-Beginn zu bleiben hat und die halbe Stunde Freizeit zur Mittagspause zuzuschlagen ist, möge nach den örtlichen Verhältnissen festgesetzt werden. Auf keinen Fall aber sollen sich unsere Vertreter in den Ortschulräten gegen die 50 Minuten-Stunde wenden, denn sie ist die einzige Möglichkeit, ohne Verminderung der den einzelnen Gegenständen zugewiesenen Stundenzahl die Unterrichts-dauer der physischen und psychischen Leistungsfähigkeit der Kinder anzupassen und dem vermittelten Wissensstoff das Festhalten und Verarbeiten in den Gehirnen der Kleinen zu sichern.

In der günstigen Jahreszeit, also ab 15. April oder spätestens 1. Mai ab, mögen die Ortschulräte die einmalige Frequenz, den ungeteilten Vormittagsunterricht fordern. Wo es möglich ist, wolle mit den Lehrern das Einvernehmen gepflogen werden wegen der Einführung von Spiel- und Turnnachmittagen, soweit nicht ohnedies nach dem Stundenplan ein oder zwei solche Nachmittage angelegt sind. Im Juni kann auch das Baden an solchen Nachmittagen gepflegt und so überhaupt mehr als bisher für die Körperkultur der Schulkinder getan

werden. Freilich muß bedacht werden, daß die Beteiligung der Lehrer an solchen über ihre gesetzliche Lehrverpflichtung hinausreichenden Beschäftigungen der Kinder eine rein freiwillige Mehrleistung darstellt, die von ihnen nicht ohne weiteres gefordert werden kann. Ein Wege gegen seitigen gütlichen Einvernehmens und unter Mitwirkung der Elternräte wird sich wohl in den meisten Fällen eine glückliche Lösung finden lassen.

Inland.

Der Gesundungsprozeß.

Unter diesem Titel brachte der Karlsbader „Volkswille“ am Mittwoch einen Leitartikel, dem wir folgendes entnehmen:

Unter dem Namen des westböhmischen Landortes sind in den letzten Tagen Ortsgruppen des Kleinbauern- und Häuslerverbandes gegründet worden, und zumeist sind es ehemalige Landwirte, die sich nun unter Organisation angeschlossen haben. Aus einigen Industrieorten des Karlsbader Kreises wird uns von emstem starken Anwachsen der gewerkschaftlichen Bewegung berichtet, alle Bezirke melden einen Zustrom in unsere politische Organisation, von Tag zu Tag erstreckt die sozialdemokratische Arbeiterbewegung. Auch die Besetzung des „Volkswille“ steigt nun — trotz der anhaltenden Wirtschaftskrise — ständig. Auch die Wahlen in die Vertretungskörperpersöhen bezeugen diesen Aufschwung unserer Partei mit erstaunlicher Deutlichkeit.

Das Blatt bespricht nun den Ausfall der Wahlen in Schönau und in Wajkenreuth-Flühberg, wo die Sozialdemokraten ihre Stimmenzahl bedeutend erhöhten, und fährt dann fort:

Wir stellen diese Tatsache fest als einen Beweis dafür, daß der Gesundungsprozeß innerhalb der Arbeiterklasse deutliche Fortschritte macht. Die hyperkritischen und heuchlerisch-nationalistischen Phrasen unserer Gegner üben ihre Zugkraft ein. Allgegenwärtig ist es einem großen Teile des Volkes bereits geworden, daß es gegen sich selbst gewütet hat, als es auf das allgemeine Aeseltreiben gegen die Sozialdemokratie hineingefallen ist. Die Moskowiterei tut sich selbst ab, da unsere Arbeiter im Grunde doch viel nüchtern denken, als die üppige Phantasie der Parolenbrüder es sich ausmalte, und der ungeheuerliche Verfall, den die deutschböhmischen Regierungsparteien unangesehen am Volke verüben, tut ein Uebriges, um dem Volke zur Erkenntnis zu bringen, daß der 15. November 1925 ein Anschlag war, das nur durch intensivste Aufklärung des Volkes, nur durch die weitestehende Verbreitung der sozialdemokratischen Presse, nur durch den denkbar umfassendsten Ausbau der sozialdemokratischen Organisation wieder wettgemacht werden kann. Unsere Gegner haben uns diese Arbeit leichter gemacht, als sie ehegem war. Der massenhafte Besuch unserer Volksversammlungen, die begeisterte Zustimmung, die unsere Redner finden, die Wuchswahlen, die uns überall stark vorwärts bringen, das Anwachsen unserer Organisationen — das alles ist hierfür ein nicht wegzustreichender Beleg.

Gegen die Verwaltungsreform. In der letzten Sitzung der Bezirksverwaltungs-Kommission Gablonz beantragte der einzige deutsche Sozialdemokrat, der dieser Körperschaft angehört, eine Protestreso-

Sind die Hakenkreuzler für oder gegen die Zinsknechtschaft?

In den nationalsozialistischen Monatsheften „Volk und Gemeinde“ Nr. 1 schreibt ein Wiener Berichterstatter, der vorichtigst seinen Namen verschweigt, über „Margaritische Gemeindepolitik in Wien.“ Auf das geistlose Geblödel, das angesichts der beispiellosen Erfolge der Wiener Kommunalpolitik, ja nur lächerlich wirken kann, wäre um jedes Wort schade. Folgende Stelle aber soll festgehalten werden:

„Der zweite Fehler Broitners besteht darin, daß er die Lasten dauernder Indefinitionen, an denen noch Kinder und Kindeskinde ihren Vorteil haben, allein die gegenwärtige Generation tragen läßt, also ein durch den Krieg ausgebildetes Geschlecht, statt das Geld durch langfristige Kredite aufzubringen, an deren Amortisation auch kommende Geschlechter mitzutragen hätten.“

Der Wiener Berichterstatter des „Volk und Gemeinde“ empfiehlt also das Schuldennutzen, „damit kommende Geschlechter an der Amortisation langfristiger Kredite mitzutragen hätten“, und das Hakenkreuzerblatt druckt das gedankenlos nach, obwohl unsere Hakenkreuzler angeblich gegen die „Zinsknechtschaft“ sind. In unseren Gemeinden reden sie aus diesem Grunde ab und zu gegen die Bededung von Ausgaben mit Darlehen, in Wien sind sie dafür, daß spätere Geschlechter den großen jüdischen und christlichen Bankherren tributpflichtig werden. Wollen die Ritter vom Hakenkreuz den Kampf gegen die Zinsknechtschaft aufgeben? Oder tun das nur die Wiener Hakenkreuzler, weil sie von den Banken unterstützt werden? Wer soll sich bei dieser Konfusion zurecht finden?

lution gegen den Regierungsentwurf über die Verwaltungsreform. Die Resolution, die sich in scharfer Weise gegen das Maßwerk wendet, wurde einstimmig angenommen.

In der landbändlerischen Häuslichkeit geht bekanntlich durchaus nicht so zu, wie es eine straffe Disziplin und einheitliche politische Auffassung verlangen. Das Schönste ist der Froschmauerkrieg zwischen den Abgeordneten Mayer und Hanreich und dem Herrn Reichssekretär Janausch. Dieser steht als fürsorglicher Wächter nicht nur für die Reinheit des agrarischen Gedankens auf der Linie der Partei, sondern kontrolliert obendrein noch die sittlichen Qualitäten seiner Leute, wozu er ohne Zweifel die allerberühmteste Persönlichkeit ist. Mit Wg. Mayer ist er so sehr übers Kreuz geraten, daß er diesen wegen einiger nicht gerade schmeichelhafter Äußerungen bei Gericht geklagt hat. Gegen Mayer wurde das Auslieferungsgesuch im Parlament eingeleitet, doch lehnte die man die Auslieferung am 31. März d. J. ab. Was Herr Janausch nun tun wird, um seine durch Mayer ramponierte Ehre wieder herzustellen, interessiert uns nicht weiter. Hoffentlich kommt es am häuslichen Herd des „Bundes der Landwirte“ nicht zu einem veritablen Brudermord. Der Bruderkampf in schärfster Form ist ohnedies im Gange.

Die grinsende Frage.

Roman von Victor Hugo.

19 Aus dem Französischen übersetzt von Eva Schumann.

Er stand auf, und indem er mit dem linken Arm die Kleine hielt, hob er mit dem rechten den Deckel der Kiste hoch und zog eine Varenhaut heraus, seine „wahre Haut“, wie er zu sagen pflegte.

So gut er mit dem einen Arm konnte, breitete er das Varenfell über die Kiste und war ängstlich bemüht, den beginnenden Schlaf der Kleinen nicht zu stören. Dann legte er sie auf das Fell, auf die Seite, die dem Feuer am nächsten war.

Dann stellte er die leere Flasche auf den Ofen und rief: „Aber jetzt habe ich Durst!“ Er guckte in den Topf — es waren noch ein paar gute Schluck Milch drin. Er legte den Topf an die Lippen — da fiel sein Blick auf das kleine Mädchen. Er stellte den Topf wieder hin, zog den Pfropfen aus der Flasche, goss den Rest der Milch hinein — sie wurde gerade voll —, steckte den Schwamm wieder drauf und band ihn fest. Unterdessen hatte der Junge sein Mahl beendet.

Ursus drehte sich zu ihm hin. „Damit ist noch nicht alles getan. Jetzt kommen wir beide an die Reihe. Der Mund ist nicht nur zum Essen, sondern auch zum Reden da. Nun du warst genudelt bist, tierisches Bedenken, nun sag auf und antworte mir auf meine Fragen. Wo kommst du her?“ „Ich weh nicht“, antwortete das Kind. „Wieso? Du weißt das nicht?“ „Nicht haben sie heute abend am Ufer des Meeres allein gelassen.“

„Ah, dieser Herumtreiber! Wie heißt du denn? Er ist so ein schlimmes Subjekt, daß seine Eltern nichts mehr von ihm wissen wollen.“

„Ich habe keine Eltern.“

„Werde dir mal über meinen Geschnad klar und merke dir, daß ich es nicht leiden kann, wenn man mir was vorfunkelt. Du hast Eltern, weil du eine Schwester hast.“

„Das ist nicht meine Schwester.“

„Das ist nicht deine Schwester?“

„Nein.“

„Was ist sie denn dann?“

„Ein kleines Mädel, das ich gefunden habe.“

„Gefunden?“

„Ja.“

„Wo? Wenn du lügst, mach ich dir den Garaus.“

„Bei einer Frau, die im Schnee gestorben war.“

„Dann?“

„Vor einer Stunde.“

„Wo?“

„Eine Meile von hier.“

Ursus Augenbrauen zogen sich zusammen zu jenen spitzen Bogen, die für den Philosophen charakteristisch sind.

„Tot! Die ist glücklich dran! Die müssen wir in ihrem Schnee liegen lassen. Da ist es ihr wohl. Auf welcher Seite?“

„Nach dem Meere zu.“

„Ist du über die Brücke gekommen?“

„Ja.“

Ursus öffnete das Guckloch an der Hinterfür und spähte prüfend ins Dunkel. Das Wetter war nicht besser geworden. Nicht und unheimlich fiel der Schnee.

Er schob das Fensterchen wieder zu.

Dann ging er zu der zerbrochenen Scheibe, verstopfte sie mit einem Stück Zeug, legte Torf in den Ofen, breitete das Varenfell auf der Kiste möglichst weit aus, nahm aus der Ecke ein dickes Buch, legte es als Kopfkissen an das eine Ende

der Kiste und darauf den Kopf der schlafenden Kleinen.

Dann wandte er sich zu dem Knaben.

„Leg dich hierher.“

Das Kind gehorchte und streckte sich neben der Kleinen lang aus.

Ursus schlug das Varenfell um die beiden Kinder und stopfte es an den Füßen ordentlich fest.

Dann band er sich um den Leib einen Gürtel aus grober Leinwand, der wahrscheinlich ein chirurgisches Bestek und allerlei Mätschen enthielt.

Darauf nahm er die Laterne von der Decke herab und zündete sie an. Es war eine Blendlaterne, die die Kinder im Dunkel ließ.

Ursus machte die Tür ein wenig auf und sagte:

„Ich gehe jetzt fort. Hab keine Angst, ich komme wieder. Schlaf nur.“

Und indem er die Stufenleiter niederließ, rief er:

„Homo!“

Ein zärtliches Knurren antwortete ihm.

Die Laterne in der Hand, stieg Ursus die Stufen hinunter, die Leiter klappte wieder hoch, die Tür fiel ins Schloß. Die Kinder waren allein.

Von draussen fragte eine Stimme — Ursus Stimme:

„Junge, der du mir mein Abendbrot weg-gepessen hast! — sag, schläfst du schon?“

„Nein“, antwortete das Kind.

„Schön! wenn sie brüllt, gibst du ihr den Rest der Milch.“

Man hörte das Klirren einer losgemachten Kette und das Geräusch von Männer- und Tiertritten, die sich entfernten.

Ein paar Augenblicke später lagen beide Kinder in tiefem Schlaf.

Trübe stieg der Tag herauf. Ein trauriges fahlgelbes Licht drang in die Stätte. Aber die

eisige Morgendämmerung weckte die Kinder nicht. In der Stätte war es warm. Man hörte die Atemzüge der beiden Kinder wie zwei stille Wellen einander ablösen. Der Sturm draußen hatte sich gelegt. Langsam breitete sich das Zwielicht über den Horizont. Die Sterne erloschen einer nach dem andern wie ausgeblasene Kerzen. Das tiefe Lied der Unendlichkeit tönte vom Meere herauf. Das Feuer war noch nicht ganz ausgegangen. Allmählich wurde es heller Tag. Der Junge schlief nicht so fest wie das Mädchen. Er war gewissermaßen Wächter und Hüter. Ein Lichtstrahl, heller als die andern, schoß durch das Fenster — da tat er die Augen auf. Der Schlaf der Kindheit endet im Vergessen; er blieb eine Weile im Halbschlummer liegen, ohne zu wissen, wo er war, oder was bei ihm war.

Da wurde der Schlüssel im Schloß umgedreht — er hob den Kopf.

Die Tür ging auf, die Stufenleiter klappte nach unten. Ursus kam zurück. Er stieg die drei Stufen hinauf, die ausgeföschte Laterne in der Hand.

Zugleich kamen die leichten Tritte von vier Boten die Leiter herauf; das war Homo, der Ursus gefolgt war und gleichfalls nach Hause kam. Den Jungen durchfuhr es plötzlich.

Wahrscheinlich verspürte der Wolf Hunger, denn ein morgenliches Gähnen ließ alle seine blendend weißen Zähne sehen.

Er kam nur halb herauf und setzte die beiden Vorderpfoten in die Stätte, wie ein Prediger sich mit den Ellenbogen auf die Brustung der Kanzel stützt; aus der Entfernung witterte er nach der Kiste hin, die er nicht gewohnt war auf diese Art bevölkert zu sehen. Seine Woffsgestalt zeichnete sich von der Tür umrahmt, dunkel gegen den lichten Morgenhimmel ab. Dann entschloß er sich und kam ganz herein.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Blutatzelei? In die Zweigstelle der Waghöfer Agrar- und Gewerbebank in Nagybácsfa wurde Donnerstag ein verwegener Raubüberfall verübt, wobei auch ein Todesopfer zu beklagen ist. Es besteht die begründete Vermutung, daß diese Schreckensstat von dem berüchtigten Kolleneinbrecher Lecian verübt wurde. Donnerstag vormittags kam in die Zweigstelle dieser Bank ein Mann und ging, ohne ein Wort zu reden, auf den Tisch zu, an dem der Landwirtgen Schächter saß. Schächter erhob sich und fragte nach dem Begehrt des Eindringlings. In diesem Augenblick rief der Fremde: „Hände hoch!“ und bedrohte hierbei Schächter mit einem Revolver. Gleichzeitig traten zwei Männer in das Bureau, hielten den Dringenden Schächter und den gleichfalls anwesenden Kassier Sonnenfeld und besahen beiden, sich auf den Boden zu legen, dann machten sich die Banditen an die Kasse und entnahmen ihr einen Betrag von 14.000 K. Inzwischen betrat eine Frau aus einem nahe gelegenen Dorf die Bankräumlichkeiten. Einer der Räuber schritt auf sie zu und bedrohte sie mit einem Messer und befahl ihr, wenn ihr das Leben lieb sei, sich ruhig in die Ecke zu stellen, was sie auch tat. Gleich darauf kam ein gewisser Andreas Gajdusik, ein Angestellter der Firma Holzmann & Sohn, in den Raum. Er hatte einen Betrag von 15.000 K bei sich, den er in der Bank einlegen sollte. Auch er wurde übermäßig gebunden und ihm das Geld abgenommen. Auch ihm wurde befohlen, sich in eine Ecke zu stellen. Gajdusik begann aber trotzdem um Hilfe zu rufen und mußte dies mit dem Leben bezahlen. Er wurde von den Räubern umringt und sie stachen mit den Messern wild auf ihn los, bis er leblos zu Boden sank. Gajdusik, der morgen zur Waffenübung einrücken sollte, hinterläßt eine Witwe und zwei unbescholtene Kinder. Die Räuber stehen im Alter zwischen 18 und 24 Jahre. Zwei von ihnen haben einen ausgesprochenen ungarischen Typus und sprachen mit Schächter nur ungarisch. Der dritte ist ein blonder, hochgewachsener Mann mit englisch geformtem Schnurrbart, er spricht sehr gut tschechisch und es ist nicht unwahrscheinlich, daß es sich um Lecian handelt. Die bekannte Gendarmerie der Umgegend wurde im Verlauf weniger Stunden alarmiert; außerdem wurde die Gendarmerie und die Polizei des Titrau-Karantiner Reviers alarmiert, da die Vermutung besteht, daß sich Lecian, falls es sich wirklich um ihn handelt, nach Ostron oder in die Umgegend wenden wird.

Die Kannibalen aus der Ostslowakei. Bei Aushebung des Zigeunerführers in McDanna wurde der Wessenermeister Rybar und dessen Frau unter dem Verdachte, an dem Mordstaten der Bande teilgenommen zu haben, verhaftet. János Rybar hatte bis jetzt geschwiegen, Vorbestern erklärte er, er hätte verdächtige Manipulationen des Bandenführers Jilko auf dem Zigeunerfriedhof beobachtet, und zwar hätten Jilko und der Zigeuner Hudoj sich an einem Grabe etwas zu schaffen gemacht. Rybar gab ferner an, er hätte bisher geschwiegen, da ihm Jilko gedroht habe, ihn zu erschlagen, wenn er etwas verrate. Auf Grund dieses Bekenntnisses bog sich eine Kommission nach McDanna, um an der angegebenen Stelle Nachgrabungen zu unternehmen. Rybar, der mitgewesen war, wieb auf ein Grab. In einer Tiefe von ungefähr zehn Zentimetern fand man auch einen Knochenhaufen. Gerichtsbar: Dr. Strempel erklärte beim ersten Anblick, daß sich unter zahlreichen Tierknochen auch Menschenknochen befinden. Die Knochen wurden gesammelt und nach Koschau zur weiteren Untersuchung gebracht.

Ein ungewöhnlicher Pfarrer. In New York ist dieser Tage der protestantische Pfarrer Berkeh Grant gestorben, betrauert von der armen Bevölkerung, unter der er viele Freunde

zählte. Seine Pfarre war in einem der reichsten Stadtteile gelegen, aber Grant schmeichelte den Besitzenden, die seine Kirche erhellten, nicht. Obwohl er selbst ein vorzüglicher Kanzelredner war, pflogte er die Führer der Radikalen, Sozialisten, Anarchisten und sonstiger Arbeiterparteien einzuladen, daß sie in seiner Kirche ihre Theorien von einer besseren Weltordnung vorbringen. Auf den Vorträgen folgte eine Diskussion, bei der jeder Zuhörer seine Meinung sagen durfte. Dank dem Vorbild Grants kommen heute in mehreren New Yorker Kirchen Vertreter revolutionärer Anschauungen zu Worte. Während des Weltkrieges stand Grant an der Spitze einer Delegation, die die Amnestie der wegen politischer Verbrechen Verurteilten verlangte, er trat für die sozialistischen Lehren ein, die entlassen worden waren, weil sie den kleinen Antee des „das Gift der Aerei“ einflößten. Als im Jahre 1919 eine Gruppe Anarchisten aus den Vereinigten Staaten ausgewiesen wurde, griff Grant in seiner Sonntagpredigt die Regierung heftig an. Schließlich verlor Grant begüterte Pfarrfinder die Geduld, sie blieben aus der Kirche aus, und zahlten keine Kirchensteuer mehr. Der Bischof geriet darüber in Erregung und befahl Grant, nur noch geistliche Prediger in seiner Kirche sprechen zu lassen. Es kam zu einem Konflikt und im Jahre 1922 wurde die Kirche geschlossen. Grant hinterläßt mehrere Werke, die von seiner revolutionären Gesinnung zeugen. Die bekanntesten sind: „Sozialismus und Christentum“ und „Gerechtigkeit für die Arbeiterklasse“.

Die organisierte Gesellschaftsreise ist die Form des Reisens unseres Jahrhunderts. Reiset deshalb mit unserer proletarischen Urlaub-Reise-Organisation Bodenbach, u. zw.: vom 14. bis 16. Mai Prag bis Brünn — Majohahöhlen, oder vom 21. Juni bis 3. Juli Deutsche Schweiz (Alpenreise), oder vom 22. bis 28. Juli Studienfahrt nach Wien, oder vom 8. bis 22. August 3. Italien-Mittelmeer-Reise. Verlangt den illustrierten Reiseprospekt gegen K 2.— Portofreischluß von der Urlaubs-Reise-Organisation, Sitz Bodenbach a. C.

Uebel mitgeschickelt wurde dieser Tage der in Wien lebende Familie des berühmten Komponisten Richard Strauß, der, angeblich von Dresden aus, telefonisch und ansonst mitgeteilt wurde, daß Richard Strauß in Königsberg einen Schlaganfall erlitten habe und sein Zustand bedenklich sei. Die Familie verfuhr sofort mit Königsberg telephonische Verbindung zu erhalten, doch trotz der persönlichen Intervention des Generaldirektors Hofeitel war die Verständigung unmöglich. Daraus hin mietete Dr. Franz Strauß — ja wenn man Geld hat! — ein separates Flugzeug, mit dem die Familie sich nach Dresden begab. Dort gelang es der Frau des Meisters nach dem Königsberger Konzert den Gatten zu sprechen, der sich vollkommen gesund erklärte. Inzwischen suchte die Vermutung auf, daß vielleicht Souner die Familie aus der Wiener Villa entfernen wollten, um hier einen Diebstahl oder Betrug zu begehen. Man setzte sich sofort von Dresden aus mit der Wiener Polizeidirektion in Verbindung, die eine Überwachung der Villa vornahm und tatsächlich einige Verdächtige festhielt. Auch besteht die Vermutung, daß es sich um einen Nachsatz eines verrückten Beechoven-Enthusiasten handeln könnte, der Strauß dafür bestrafen wollte, daß er an der Wiener Beethovenwoche nicht teilnahm.

Den Zimmerkollegen erschlagen. Mittwoch nachts erschien in einem Prager Polizeikommissariat der Schuhmachergehilfe Cerny aus Weznice bei Pri-

Letzte Nachrichten:

Wildweft im nahen Osten.

Zwei Gendarmeriewachmeister von slowakischen Räubern erschossen.

Wag-Bistrih, 1. April. Bei der Verfolgung der Räuber, die gestern einen Überfall auf die Filiale der Agrarbank in Bella Vhtca ausgeführt hatten, ergriff gestern abends eine Gendarmeriewache zwei Männer, welche sie aufforderte, sich zu ergeben. Die Räuber gaben aber als Antwort Schüsse ab, wodurch der Gendarmeriewachmeister Kratochvil schwer verletzt wurde und bald darauf verschied. Den beiden Räubern, von denen einer verwundet wurde, gelang es zu entkommen. Zur Verfolgung der Räuber wurde aus Bratislava eine Gendarmerieverstärkung von 80 Mann entsandt.

Heute um 11 Uhr vormittag stellten der Oberwachmeister Simel und der Wachmeister Alsinger in dem Walde zwischen den Gemeinden Udica und Prosne zwei Männer. Der eine von ihnen erschoss den Wachmeister Alsinger, worauf die Räuber, auf die sechsmal geschossen wurde, im Walde entfliehen konnten.

Sillein, 1. April. Heute nachmittags gelang es einem Oberförster, einen der gefährlichen Räuber von Bella Vhtca zu ergreifen. Bei dem festgenommenen wurden 20.000 K 6 vorgefunden. Ein zweiter gab die Absicht kund, sich zu ergeben, als sich ihm jedoch die Gendarmerie näherte, löste er sich durch

bram und bejähigte sich selbst des Mordes an dem mit ihm im gemeinsamen Haushalt lebenden Briefträger B. Skvaneč. Wie die Polizei feststellen konnte, hatte Cerny in der Nacht auf Mittwoch den Skvaneč mit einer Hake im Streik erschlagen und war nach Prag geflüchtet, wo er sich der Polizei stellte. Cerny wurde verhaftet und dem Sicherheitsdepartement zugewiesen.

Das Ende der Ein- und Zweihellerstücke. Laut einer Mitteilung des Finanzministeriums werden die Zweihellerstücke mehr in größeren Massen und die Einhellerstücke überhaupt nicht mehr geprägt werden, da man im Geschäftsbetrieb mit den gegenwärtigen Fünfhellerstücken auskomme. Bei den Rechnungen werden 3 Heller in Zukunft 5 Heller bedeuten, weniger als 3 Heller werden nicht berechnet werden.

Streik in einer Synagoge. Wie „Daily Herald“ berichtet, traten die Chorleiter in der großen Synagoge in der Londoner Dute Street, Samstag in Streik. Mitten im Gottesdienste erhoben sie sich auf ein Zeichen und verließen gerade, als sie zu singen beginnen sollten, den Tempel. Der Grund ist der Wechsel des Chormeisters, der bisher ein Herr Schiffin war und der durch einen Herrn D. Lewine ersetzt werden soll. Die Chorleiter sind mit der Entlassung des alten Chorleiters nicht einverstanden.

Sprachen der Welt und Weltssprachen. Man zählt heute etwa 600 verschiedene Sprachen, ohne daß darin die Dialekte einbezogen wären, deren es wohl 2000 bis 4000 geben mag. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß auf der Welt am meisten Englisch und französisch gesprochen wird, aber diese Ansicht beruht auf einem Irrtum, denn das Chinesisch

einen Schuß. Bei ihm wurden 15.000 K 6 und die gestern in der Agrarbank geraubte goldene Uhr gefunden.

Preßburg, 1. April. Zu der Meldung über den tragischen Tod des Wachmeisters Alsinger werden folgende Einzelheiten gemeldet: Als die Räuber aufgefordert wurden, sich zu legitimieren, gab einer von ihnen der Gendarmeriepatrouille ein Arbeitsbuch. In diesem Augenblicke gab der zweite auf den Wachmeister aus einem versteckt gehaltenen Revolver einen Schuß ab, der den Gendarmen zwischen den Augen in den Kopf traf, so daß dieser sofort tot zu Boden sank.

Das Arbeitsbuch, das in den Händen der Gendarmerie blieb, lautet auf den Namen Matej Marik, geboren 1907 in Preßburg. Der Mörder des Wachmeisters Alsinger ist circa 26 bis 28 Jahre alt.

Preßburg, 1. April. In dem Räuber, der heute Selbstmord verübte, wurde der bekannte Verbrecher Franz Pihodna festgestellt. Der Verhaftete nennt sich Ludwig Hafner. Bisher lehnt er jede Aussage ab.

Fisch ist erheblich verbreiteter, sprechen doch nicht weniger als 480 Millionen Menschen diese Sprache. An zweiter Stelle folgt das Jüdische, das 325 Millionen als Muttersprache dient. Dann erst kommt Englisch mit 175 Millionen, Deutsch mit 85, Spanisch 85, Russisch 80, Französisch 45 und Italienisch 40 Millionen. Anders sieht diese Rubrik aus, sobald man berechnet, wieviele Menschen die Einzelnen Sprachen verstehen, da machen die Weltssprachen Englisch, Spanisch und Französisch ganz gewaltige Sprünge. Englisch verstehen rund 250 Millionen, Französisch 200, Russisch 125, Spanisch und Deutsch je 120 Millionen.

Finderlohn. In der Komischen Oper in Berlin verlor ein Besucher in der Loge einen Kreditbrief über 50.000 Mark, ausgestellt auf fünf Großbanken. Nach ehe der Verlierer den Verlust bemerkt hatte, ließ der ehrliche „letzte Mann“, der den wertvollen Brief nebst Notizbuch gefunden hatte, im Zuschauerraum den Namen ausrufen. So kam der Verlierer rasch wieder in den Besitz seines hohen Geldbetrages. Als Finderlohn drückte er dem Angestellten — zwei Mark in die Hand. Der ehrliche Finder hat sich darauf veranlaßt gesehen, seinen gesetzmäßigen Finderlohn, der wahrscheinlich über 500 Mark beträgt, zu beantragen.

Ein indianischer Rekordlauf. Zwei Tarahumarer-Indianer aus Mexiko vollendeten dieser Tage im Stadion der Texas-Universität zu Austin einen Rekordlauf und wurden von den versammelten 12.000 Zuschauern begeistert begrüßt. Sie waren von San Antonio eine Strecke von 125 Kilometern in 11 Stunden 46 Minuten gelaufen. Der Lauf wurde wenige Male auf kurze Zeit unterbrochen, indem sie etwas Wasser tranken und einige Maisfischen aßen.

Vom Erleben Gottes.

Unsere Unterhaltung war — der Teufel mag wissen, wie — auf den lieben Gott geraten und schließlich ausgeartet in ein temperamentvolles Argumenteduell zwischen der Professorenwitwe, unserer Gastgeberin, und Stromberg, dem wütendsten Arbeiter, den man sich vorstellen kann. Die Witwe war so etwas wie religiöse Sozialistin, eine recht sympathische Frau trotz ihres beachtlichen Bankkontos. Sie verachtete ihn und nicht unecht ihren Glauben an ein höheres Wesen, aber Strombergs unerbitliche Logik erschütterte all ihre Gründe und Beweisversuche in albernem Sinnlosigkeiten, sein überlebensverweigerer Aberglaube ließ ihr nur eine Anzahl blamabler Pöbellichkeiten übrig. Etwas verstimmt und unzufrieden äßend zog sie sich am Ende auf den letzten Stuhl zurück. Den Leute mit religiösen Gefühlen und Bedürfnissen den Attacken der Vernunft entgegenzusetzen haben: „Das Für und Wider verhandelsmäßiger Ueberlegungen“, meinte sie, „das ist ja sinnlos. Was will unser winziger, ermseliger Verstand gegenüber der Erhabenheit Gottes, unser erbärmliches Vernunftsfünftchen —“

„Zum Ausdruck“ unterbrach sie ungeduldig Stromberg, „womit soll ich denn von der Existenz jenes sagenumwobenen Herrn Kenntnis nehmen, wenn nicht mit meinem Verstand und meinen Sinneswerkzeugen? Ich habe leider nur mein winziges Vernunftsfünftchen“, um etwas zu erkennen.“

„Das ist ja der Grundirrtum, wir können Gott nicht erkennen!“

„Na, was denn dann?“

„Erleben muß man Gott. Und wenn ihr's nicht im innern Herzen fühlt, ihr werdet's nicht erkennen.“

„Erleben muß man Gott!! Großartig! Wie drehen Sie das bloß an, wenn Sie Gott erleben? Wenn ich fragen darf.“

„Lassen Sie doch einmal Ihren unangebrachten Pöbel!“

Wandern Sie einmal einsam durch die gigantische Majestät der Alpenwelt . . . hoch über Ihnen die Sterne erpöhlen von der tiefen Weisheit des Unfassbaren. . . Ihre Seele beginnt mitzuschwingen in der Harmonie des Alls — dann werden Sie, genau wie ich, die unmittelbare Gewisheit Gottes erleben, erfahren jenseits von allem Denken. . .

„Da kann ich einfach nicht mehr mit. Was gewisse Falten in der Erdoberfläche mit jener Fiktion „Gott“ zu tun haben, die schlaue Pfaffen zur bequemeren Ausbeutung ihrer Mitmenschen ingeniert haben — nee, das wird mir schleierhaft bleiben, bis . . . bis die Begriffe „Weib“ und „Logik“ nicht mehr extreme Gegenfäße sein werden. Was voraussichtlich noch ein Weilschen dauern dürfte.“

Außerdem muß ich schon deshalb bedauern, Gott nicht erleben zu können, weil ich noch nicht einmal weiß, wo ich das Geld für die nächste Mietaferne, Geschweige denn für eine Reise in die Alpen.“

„Ihr seid langweilig“, meinte er Brade gegen das Thema, „Tichon, gib mir ein Stäbchen!“

Tichon reichte seinem Freunde das Etui, dann wandte er sich der Debatte zu:

„Gnädige Frau, Sie haben recht, man muß Gott erleben.“

„Nicht wahr?! Endlich einer, der auf den Kern des Problems eingeht“, freute sich die Witwe über die unerwartete Unterstützung.

„Ja. Ich habe Gott auch erlebt“, erzählte Tichon weiter, „aber nicht in den Alpen, sondern in Ostpreußen, tausendneunhundertvierzehn. Es war einige Wochen bevor Hindenburg uns in die Sümpfe trieb. Ich war damals Unterleutnant in der russischen Armee. Wir hatten unter ziemlichem Verlusten ein Dorf gestürmt, spät abends; in Brand geschossene Häuser leuchteten unserm mittrauischen Einzug, aber nur das qualgelende Brüllen verbremenden Viehes zeugte von Leben, die Einwohner waren geflüchtet.“

Unsere Kompanie erhielt Befehl, vorläufig in

diesem Dorf zu bleiben. Wir trafen Vorkehrungen gegen die Brände, erschossen halbverkohlte Rufe und Schafe, lebten Plakate an die Mauern, stöberten vergeblich im Gemeindegarten nach Papieren — endlich, lange nach Mitternacht, kamen wir in die Quartiere. Man hatte mir ein kleines, sehr hübsches Häuschen zuweisen. Mit eisigerer Pistole durchsuchte ich die Räume. Im Parterre war niemand, aber wie ich die Treppe zum Stock hinaufstiege, hörte ich jemand singen: „Was Gott tut, das ist wohlgetan, er ist mein Licht und Leben. . .“

Schüchtern (im Kriege verbarz Heimtücke sich ja so oft hinter frommen Liedern und Priestergewändern), schüchtern reihe ich eine Türe auf: Ueber eine Wiege gebeugt sitzt da eine junge Frau — feindlich starrt sie mir fremdem Eindringling entgegen. Betroffen siehe ich einige Sekunden, dann teile ich ihr auf deutsch mit, daß ich in ihrem Hause einquartiert sei, und bitte um ein Nachtlager.

„Wollen Sie mir auch meinen Jungen wegnehmen?“ war ihre Antwort, ein angstvolles Bettelnklang in ihrer Stimme.

„Aber nein! Durchaus nicht!“ Ich konnte mir den Sinn ihrer Frage nicht recht deuten. Vorläufig.

Meine Zusicherung hatte sie zutraulicher gemacht, und wir kamen ins Blaue. Was mir freilich nicht besonders lieb war, denn meine Erschöpfung sehnte sich nach einem Bett. . .

Ich sollte ihren Jungen nur einmal anschauen, was das für ein prächtiger, strammer Bursche sei. Auch das noch! dachte ich und trat näher, während sie das Kind aus der Wiege hob und mir entgegenhielt.

Vom Oberschenkel anfangend hatte ein dürrer, zackiger Granatsplitter den Leib des Säuglings aufgeschliffen, bis hinauf zur Brust, dort war er stecken geblieben —

Zwei Tage lag ich da im Quartier. Gnädige Frau, darf ich Sie bitten, Ihren Gott zwischen der Majestät der Alpen und den erzählenden

Sternen auf einige Augenblicke zu vergessen und sich möglichst lebhaft vorzustellen — vielleicht unterstützt es Ihre Vorstellungskraft, wenn Sie an Ihren eigenen Sohn denken, als er noch Säugling war —: Zwei Tage lang habe ich die arme wahnstunige Mutter beobachtet, wie sie die zerfetzte Leiche ihres Kindes an die Brust legte, Wiegenlieder und Choräle summete, wie sie ihren Jungen badete, das Wasser wurde rot gefärbt von der zerfetzten Bauchhöhle — können Sie sich das gut vorstellen, ja? Wie die kleinen Därme wie Nabelschnuren im Wasser plätscherten? — dann packte sie ihn sorgsam in Windeln, schaukelte die Wiege, und einmal hörte ich sie ein Vaterunser beten. Ein Vaterunser, ja. Sie singt es Ihnen, gnädige Frau, sich diese Mutterliebe vorzustellen, die aus der Verweigerung der Wirklichkeit in den Wahnsinn flüchtete? Anschaulich?

In jenen beiden Tagen habe ich Gott erlebt, erfüllte ich, jenseits von allem Denken, wie grauenhaft dreist wir mit der Lüge von einem allmächtigen und allgütigen Gott betrogen werden.

Ich erschah die arme Mutter, als wir aus dem Dorf wieder abzogen. Ihr Kind in der Wiege sank schon vor Verwehung.

Das war mein erstes Erleben Gottes. Es blieb nicht das einzige.

Tausendfach noch habe ich ihn erlebt, auf den Schlachtfeldern im Wiesel vorstürmender Soldaten und Tiere, in den fiebernden Augen tuberkulöser Kinder, in der verzweifeltsten Empörung hungernder Erwerbsloser, in den einsamen Duenen der Zuschäuser — — —

Sie werden vielleicht bereits erkannt, oder jenseits vom Denken erfüllt haben, gnädige Frau, daß zwischen Ihrem und meinem Götterleben ein nicht ganz unwesentlicher Unterschied besteht.“

Vielleicht wäre es für die Erweiterung und Vertiefung Ihrer religiösen Empfindungen sehr förderlich, einmal statt einer Reise in die Alpen eine Reise in die Proletariatsviertel der Großstädte zu unternehmen? Bruno Vogel.

Frauenkleidung und Mode.

Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß die Frauenkleidung bis ins 20. Jahrhundert hinein durch den Mann bestimmt worden sei, und daß die Frau in ihrer Kleidung entweder die aufdringliche Weiblichkeit, den geschmacklosen Liebling oder die puritanische Verschlossenheit verkörpert habe. Für jeden dieser drei Typen haben wir in der Geschichte stark ausgeprägte Beispiele. Immer war die Frau dann gewissermaßen angezogen vom Manne hin, im Hinblick auf ihn als Geschlechtswesen oder als gütiger und gewöhnlicher Herr. Die Naturwörter zeigen diese geschlechtliche Richtung in ihrem Schaftsmittel. Das ist ganz natürlich, weil sich bei ihnen sonst wenig Möglichkeit bietet, bei der ohnehin beschränkten Kleidung die Reize des Frauenkörpers besonders betont zu zeigen. Tätowierung, Bemalung und Haarbehandlung sind in diesem Sinne eingesetzt. Die Frau des primitiven Volkes will durch den Schmutz als solche auf sich aufmerksam machen, die zivilisierte Frau durch die Art, wie sie ihn trägt. Anders ist es bei den Völkern, die vielfach geschlechtliche Morde mit rein profanen vereinen, und bei denen sich Harnlosigkeit und beginnende Hysterie paaren. Das stark verbreitete Nieder und die Auflockerung der Röcke gehören mit hierher. Nicht selten spricht auch das materielle Moment eine Rolle. Die Sinnlichkeit wirkt vor allem durch die Entschlossenheit, andererseits aber auch wieder durch die Verhüllung und die aufdringliche Betonung einzelner Körperteile. Wenn diese Wirkung auch der Einzelperson vielleicht gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, sobald die Mode eine neue Form geschaffen hat, so sind solche Momente doch für den Ursprung der Mode in vielen Fällen ausschlaggebend gewesen.

Auf die Zweckmäßigkeit der Frauenkleidung ist es der Mode bei weitem nicht immer angekommen. Vielleicht war das am meisten noch im Altertume der Fall, als beispielsweise die Griechinnen, die zum Wettkampf und Sport gingen, ein ganz kurzes, hemdartiges Gewand trugen, das man bei vielen Statuen heute noch sehen kann. Auch in der Renaissance und in der Zeit der französischen Revolution herrschte das Streben nach Zweckmäßigkeit der Frauenkleidung. Gefunde Beute und harmonische Zusammenwirkung in Stoff- und Farbenverteilung bestimmten das Kleid. Inzwischen diesen beiden Perioden aber war wieder eine Zeit der regellosesten Willkür. Als dann die Revolution die Bande löst, sieht auch die Frauenmode ihre eigenen neuen Wege. Ganz leichte Stoffe bilden den Körperformen folgend, in weitem Freistand den Körper ein, aber sie werten mehr an, als sie verhüllen. Sie sind so durchsichtig, wie es das Zerfließen danach nur eben erträglich konnte. Die Hysterie bemächtigt sich der Mode; die Unterbekleidung fällt fort, und der Halsabschnitt wird so tief, daß Wertvollheiten und Armuten, wie man diese Frauen nannte, auch auf den Strohen die freie Brust zeigten, ganz abgesehen von den fast durchsichtigen Kleibern, Besenreue, Fuß- und Armbinden lenken das Auge auf Körperteile, die sonst nicht so leicht gesehen werden. Man kommt dem Urwahn primitiver Sitten näher. Die öffentlichen Plätze werden beliebt, und der Versuch der Anordnung auf das andere Geschlecht wird hier fast öffentliche Angelegenheit.

Wodurch werden die klimatischen Verhältnisse, diese beinahe schleierhafte Kleidung wieder aufzugeben. Die Gesundheit der Frauen leidet in den immerhin verhältnismäßig rauhen Altus sehr, wie ja auch heute die Kerze oft allerlei Frauenkrankheiten auf die Dünne der Frauenkleider und die unangenehme Unterbekleidung schieben. Aber die wesentliche Ausdrucksfähigkeit ausdringlicher Geschlechtlichkeit reiten sich zunächst doch aus der erzwungenen Umstellung; der tiefe Halsabschnitt, der Einzelheiten entbehrt, der Reiz, der Einzelheiten verhilft, und das Korsett, das Einzelheiten betont. Was man auch in einzelnen zu der Mode, die so gekennzeichnet ist, sagen mag, immer ist sie von dem Motive bestimmt, Körperformen auf eindringlichste zu betonen. Es handelt sich bei diesen Feststellungen gar nicht darum, den Sittenrichter zu spielen, son-

Der deutsche Panzerkreuzer „Botemfin“.

Wie die deutschen Matrosen behandelt wurden.

Der deutsche Reichstag hat vor längerer Zeit einen Untersuchungsausschuß eingesetzt, der die Ursachen des Zusammenbruchs erforschen soll; eine Aufgabe, der er sich mit deutscher Gründlichkeit widmet. Vor diesem Ausschuss erschien nun als Zeuge der frühere Matrose Hans Becker, der sich als „Individualmarchist“ und Gegner der Gewalt bekennt. Er erzählt:

Die Stimmung auf dem Kreuzer „Stettin“ entstand, wie auf anderen Schiffen, durch sehr schlechte Verpflegung. Wenn die Schiffe noch Ennschid hinausliefen, gab es allerdings auf der Ausfahrt stets gute Butter, und wir waren, solange die Gefahr bestand, die „lieben Heizer der Offiziere“. Sobald wir aber auf der Rückfahrt wieder im Schutze Helgolands waren, löst die Stimmung um. Da gab es, noch ehe wir wieder im Hafen waren, für angeblide Verfehlungen den Befehl,

das Deck mit der Zahnbürste zu schenken.

(Erzoge Juchhensfragen des Admirals Brünninghaus: Haben Sie das selbst gesehen?) Jawohl, das nehme ich auf meinen Eid! Es gab Straferzieren und Urlaubsschloßung. Wir wurden gezwungen, mit der Kohle in kleinlichster Weise zu sparen. Wenn über hieserische Erzherrgare und hieserische Offiziere kamen, denen man etwas vormachen wollte, wurde mit der Kohle die größte Verfehlung getrieben. Auf der „Stettin“ feierten die Offiziere viele Feste; während wir bei Stedrüben hungerten,

schmissen die Offiziere bei solchen Festen bestgute Brötchen an die Wand, daß sie leben blieben.

(Hochheraufe des Admirals Brünninghaus und von Sachverständigen: Haben Sie das selbst gesehen?) Jawohl, mehr als einmal.

Bei solchen Festen wurden Offiziere vor unseren Augen von anderen Offizieren auf Schubkarren gefahren. Der eine hatte einen Gummiphontrichter im Arm und die Champagnertrinkenden Offiziere sangen: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Wenn wir unter schwerer Arbeit Kohlen einnehmen, werteleten die Offiziere der verchiedenen Schiffe, welches Schiff zuerst fertig sei. Die gemeinsamen Beiträge wurden dann in Champagner vertrieben — also auf Kosten unserer Arbeit. Da bekamen wir Ende Juni 1917 zum erstenmal beim Kohlen in passive Resistenz zu treten. Statt um 1 Uhr mittags waren wir um 7 Uhr abends noch nicht fertig. Am 31. Mai 1917 verteilten wir zum erstenmal die Essenentnahme. Der erste Offizier

rief uns an Bord und brüllte uns an: „Sed ihr verrückt geworden?“ Unsere Antwort war: „Wir wollen nicht jeden Tag Stedrüben.“ Er rief: „Auch wir Offiziere essen Stedrüben.“ Unsere Antwort war: „So essen wir sie auch.“ Die Offiziere bekamen nämlich auf einem Teller bintabe jeden Tag eine kleine Menge Stedrüben, dann Bratartoffeln und ein großes Stück Fleisch. Wenn wir das mit jeden Sonntag einmal geholt hätten, wären wir ganz zufrieden gewesen. Noch bis in den Juli 1917 bekamen die Offiziere jeden Tag Brötchen. Erst als die U. S. V. dies im Reichstag zur Sprache brachte, wurden die Brötchen gestrichen. Die Offiziere glaubten, das sei auf die Mannschrift zurückzuführen, und wurden während auf uns. Einmal schwammen auf der Kartoffelsuppe unzählige Würmer. Der Stedrüben, den man wohl durch eine bessere Probe getauft hatte, bezichmete erst das Essen als gut. Als wir ihm dann die Würmer brachten, gab derselbe Stedrüben zu, das Essen sei ungenießbar.

Das wurde ich degradiert und eingesperrt. Als ich in den Arrest gebracht wurde, begehrte mir auf dem Gang der betrübteste Untersuchungsrichter in all den anhängigen „Meuterei“-Verfahren) Kriegsgerichtsrat Dobring. Er fragte: „Wer ist das?“ Als er meinen Namen hörte, sagte er:

„Das ist einer der Todesurteilten. Die werden wir schon kriegen.“

Herr Dobring hat später aufgelöst, er hätte mich nur einmal vernommen. Kriegsgerichtsrat Dobring sagt, er hat mich sechs- oder siebenmal vernommen. Iner wieder hat er sich bemüht, allerlei aus mir herauszupressen, er redete immerzu, um mich einzuschüchtern, von Henker, Hinrichtung und Erschießen. Einmal sagt er: „Mit Freuden werde ich Ihrer Hinrichtung beimohnen!“ Ich blieb ja ziemlich ruhig, obwohl ich bei der wackeligen Aufregung nicht mehr schlafen konnte. Andere oder lichen sich einschüchtern. Mandant wurde ich zwanzigmal an einem Tage verhört. Zu Abbis hat Dobring gesagt: „Ich werde Todesstrafe verurteilen und das Gericht wird mich zustimmen.“ Als Bekers eines Tages den Dobring fragte, ob wirklich Abbis und Reichswehr (weil Matrosen) erschossen worden seien, antwortete dieser schamlos: „Ja, sie sind tot! Und wenn ich die Macht dazu hätte, würde ich sie ausgeben und nochmals erschießen lassen.“

Und da „unerschütet“ man noch, warum den so behandelten schließlich die Schuld ist und in Deutschland die Revolution ausbrach...

der freie Will an Stelle der hochgeschlossenen Pufe mit Strohfragen, darauf schliefen, daß hygienische Momente die Frauenmode künftig maßgebender beeinflussen werden. Man hat bemerkt, daß in der Zeit der aufgeschwulsteten Armoline die Frauen Deutschlands in einem Jahrzehnt nicht weniger als 900.000 Zentner Eisen an sich getragen haben. Ein Interesse an der Wiedereinführung des Reifroß konnte also höchstens die Eisenindustrie haben.

(Zog. Presselaut.)

Devalenarie.

Prager Kurse am 1. April

	Geld	Ware
100 holländische Gulden	1340.-	1355.-
100 Reichsmark	708.40	879.40
100 Pfennig	488.62 1/2	471.62 1/2
100 Schweizer Franken	648.-	671.-
1 Pfund Sterling	164.35	164.50
10 Lire	158.00	150.45
1 Dollar	39.61 1/2	39.01 1/2
100 französische Franken	132.-	133.20
100 Dinar	59.5	59.75
100 Rens	181.57 1/2	182.57 1/2
100 polnische Zloty	376.60	379.00
100 Scilling	474.62 1/2	477.62 1/2

Gerichtssaal.

Eine wichtige Entscheidung des Obersten Gerichtshofes.

Der Bezirk Kuffig bestellte feinerzeit bei einer Firma auf Grund ihres Angebotes mehrere Apparate für das Krankenhaus und bezahlte die Rechnungen immer so der gewährten Zahlungsfrist vereinbarungsgemäß in Reichsmark.

Mit Rücksicht auf die inzwischen eingetretene Markentwertung verlangte die Firma die Berechnung ungeteilt in östl. Währung und führte Klage gegen den Bezirk.

Auf Grund des Urteils des Kreisgerichtes Leitmeritz wurde der Kuffiger Bezirk schließlich erkannt, der klagenden Firma den Betrag von K 199.137.—, eingeschränkt auf K 185.182.—, von Zinsen und Kosten zu bezahlen. Gegen dieses Urteil hat der Bezirk die Berufung an das Oberlandesgericht in Prag eingebracht. Der Berufung wurde in vollem Umfange Folge gegeben und das angefochtene Urteil des Kreisgerichtes dahin abgeändert, daß die Klage der Firma zur Gänze abgewiesen und die Klägerin schuldig erkannt wurde, dem Kuffiger Bezirk die Prozesskosten der I. und II. Instanz zu bezahlen.

Der Oberste Gerichtshof hat als Revisionsgericht der von der Firma eingebrachten Revision keine Probe gegeben und sie zum Erlaß der Kosten verpflichtet. Aus der Begründung ist hervorzuholen:

Vertragsgemäß war der Kaufpreis in an-gegebenen Summe deutscher Mark zu bezahlen; die Klägerin, die selbst vollständig erfüllte, bewilligte zur Verichtigung des Kaufpreises eine Anleihe, innerhalb deren die bestellte Partei die dem Vertrage entsprechende Gegenleistung erbrachte. Im Zeitpunkt der Bezahlung befanden sich die Reichsmark, auf die der in Rechnung gestellte Kaufpreis lautete, noch im Umlauf. Das Sinken des Wertes ist daher ein Zufall, der sich im Zeitpunkt der Anleihe als Gläubigerin ereignete hat. Zur Zeit des Vertragsschlusses entsprach der vereinbarte Kaufpreis dem Werte der verkauften Ware, so daß von einer Verletzung des Grundgesetzes von Treu und Glauben nicht gesprochen werden kann. Die Zahlungsfrist wurde zu einer Zeit geteilt, als der Kurs der Reichsmark über im Steigen als im Sinken begriffen war, die Anleihe vertritt daher weder gegen den erwähnten Grundgesetz noch gegen die guten Sitten. Das Sinken des Wertes der Mark vorhergehen, was der Klagefirma gleichermäßen möglich oder unmöglich wie der bestellten Partei. Reiner dieser Fälle kann zum Vorteil der Klägerin gedeutet werden, welche die Folgen des Zufalles, d. i. der Entwertung der Währung, in welcher der Kaufpreis vereinbart wurde tragen muß.

Das Berufungsgericht hat der Klägerin keine Spekulationsabgabe zum Vorteil gemacht, ihre Verwahrung gegen einen Vorkauf, der nicht stattgefunden hat, ist daher nicht am Bloße. Von einer Anwendung der §§ 988 und 989 obzV. kann schon deshalb keine Rede sein, weil zur Zahlungzeit deutsche Reichsmark noch im Umlauf waren, ohne daß ihr Wert gesetzlich geändert worden wäre. Die weiteren Ausführungen der Revisionsurteile bezüglich des Erlapses des inneren Wertes im Bereich des Berufungsgerichtes durch den Hinweis auf die Unmöglichkeit einer anderen Rechte nicht bloß unbekannt, sondern geradezu widerstrebenden Volorisierung zutreffend widerlegt. (Vgl. das Gesetz Zl. 187/19 und die Entscheidung Zl. 492 Bg. C. 9.)

Jeder Parteigenosse

„Ich bin nicht nur ein Mitglied der Partei, sondern ich bin ein Parteigenosse.“

Partei und Presse!

Beethoven und die Frauen.

Aus dem Französischen des Henri Bordeaux von J. Reismann.

Beethoven liebte nur eine ideale Liebe, die ihn davon bewahrte, sich dem Joch jeder Frau zu beugen. Diese bedeutet kaum eine Knechtschaft wie die fleischliche. Wenn der Körper nicht mitbewilligt ist, sind wir Gebieter unserer Liebe, deren höchste Erfüllung uns nicht aus dem Fleischgewichte bringt, sondern oftmals unsere Persönlichkeit festigt. Zweifellos hat das triumvirale Genie über die Frauen eine größere Macht als das unglückliche. Sie haben immer die Eroberer vorgezogen und kennen weniger als wir die sogenannte Liebe aus Mitleid. Sie lieben nur den Ruhm, der alles macht (wenigstens am häufigsten), denn es ist etwas Göttliches in jenen, die sich zu einem in Herzogtum niederbeugen oder ihren Wert die Frauen abnutzen lassen und geliebte Frauen dieser Art gehen in der Liebe weiter, als es je ein Mann imstande wäre. Beethoven war arm, gedrückt, auf alle Art eingeschränkt, aus einer geldvergnügligen, wenn glänzenden Familie, in seiner Taubheit gegenüber der Welt wie eingemauert lebend. Aber endlich verbrach die maßlose Macht seiner Kunst alle Fesseln und erfüllte ihn mit Liebesleidenschaft, ihn, der die menschlichen Seelen im Banne hatte, um sie in einem Ocean zu stürzen, wo sie schon nicht mehr die Quaal des Lebens fühlen, sondern nur die Gefühle des Stolzes, der Braut, der Freude oder jene Traurigkeit, die aus der Spannung unseres

Wünschens und dem Gauselbilde, das vor unserer Seele unerschütterlich aufsteigt, entstanden ist. Wenn er also keine Liebesleidenschaft nicht in die Wirklichkeit umsetzte, so geschah es nur, weil er darauf beharrte, sie nicht zu verwirklichen. Der größte Teil unserer Leidenschaften befaßt uns wieder, entweder als ein Gefühl, das uns neu heim sucht oder geschwächt in uns wiederkehrt, und das „Schicksal“ ist da bloß der Entschuldigungsgrund der Schwachen. Er aber hielt sich ganz und gar im Raum und sein Inneres schwoh wie ein Sturzbad, den man sieht, bis er von jener heiteren Lebensruhe erfüllt war, welche durch den Glauben, die Selbstbeherrschung und die ständige künstlerische Konzentration bedingt wird.

Ich habe das Bildnis einer Frau in irgendeinem Winkel gefunden. Es ist nicht das der Eleonore von Breuning, die für ihn das Entzückende der Straßen und Gärten von Bonn bedeutete, in einem Alter, da das Herz erwacht. Es ist auch nicht Giulietta Guicciardi, die am Gipfel seiner Jugendzeit zu ihm tritt, da er vom Schicksale geschlagen, sich in sich selbst begräbt und verzweifelte. Es ist also die dritte Frau, die man in seinem Leben kennt, das frei von jeder Schwäche des Fleisches war: Theresie von Brunswick. Auf der Feindwand, auf der sie im Jahre 1806 dargestellt ist, war sie damals im Alter von 26 Jahren. Der Kopf ist klein, die Züge sind regelmäßig, genau, unbestreitbar schön, und ihr rotes Haupthaar verleiht ihnen Glanz. Aber ihre stehenden Augen, gerade, freibleibend, haben irgendeinwas Grausames an sich, sie erinnern an das Gefühllose der Salome von Luini.

Diese drei Frauenmänner sind die einzigen

Ornamente in seiner Biographie. Die erste war das reizende Lorch, Eleonore von Breuning. Er war damals 26 Jahre alt, und trug die Last der Erziehung zweier Brüder. Sie war zwei Jahre jünger als er. Sie betete die Poesie an wie er die Musik und sie träumten zusammen ihre ersten Träume. Ob sie sich liebten? Man weiß es nicht. Sie heiratete ein paar Jahre später den Dr. Wegeler und Beethoven besah von jetzt an zwei Freunde, die ihn bis zu seinem Tode treu blieben. Diese Idylle war also höchstens eine kurze Jugenderinnerung, dazu geeignet, der reizenden Romantiker von Bonn, dem Rheine und dem Siebengebirge den Vorzug zu geben.

Mit dreißig Jahren liebte er ein feuchtes Kind, das ihn aus der Einsamkeit, in die er sich vergraben hatte, zurückbrachte. Von seinem fürchtbaren Uebel heimgekehrt, floh er die Menschen und verbarg sich, denn er schämte sich, allein nur die Harmonien seiner Kunst nicht zu hören. Es war die zweite: Giulietta Guicciardi. Sie führte den Mäherden wieder zurück und gab ihm neue Hoffnung. Diesem jungen Mädchen, das seine Nacht erleuchtete, ist die Wondschheimonate gewidmet. Doch war das Glück von kurzer Dauer. Zuviele gesellschaftliche Vorurteile trennten sie und viel Mißgeschick. Das reine Gefühl, das sie mit einer solchen wirklichen Natürlichkeit zu ihm hingezogen hatte, verbannte in der kindlichen Erleuchtung, ein Genie zu beherrschen. Sie wurde kokett und selbstsüchtig, wo sie ungezogen und hingebungsvoll sein sollte. Ungezogenheit und schlechte Eingabe, welches junge Mädchen sagt sich in diese? Und Giulietta heiratete den Grafen Gallenberg. Beethoven erfuhr, was Verzweiflung

ist, würdig eines Selbsterlöses. Hatte ihn Gott nicht verlassen, der ihm sein Sonnenlicht raubte? Aber große Seelen weisen sich vom Abgrund zurück und sein Herz wurde noch jugendlicher für Mitleid, Hobeit, tiefste Lebenskenntnis, die man nur in Niederlagen erwirbt, die sich in Siege verwandeln. Welche Verwunderung hätte wohl die arme Gräfin Gallenberg ergriffen, die ihn durch ihre Gleichgültigkeit schmerzte, als sie kurz nachher Beethovens Brief las: „Meine Jugend, ich fühle es, beginnt erst jeden Tag näher ich mich dem Ziele, das ich vor mir sehe, ohne es erklären zu können. Ich will mein Schicksal bei der Gurgel packen. Es wird ihm nicht gelingen, mich ganz unterzukriegen. Es ist so schön, das Leben tausendmal zu leben!“

„Die beschnittenen Wälder ergrünen jähner.“

lang der alte Konrad. Nach Verwiltungen ver suchten sie es, sich sogar zu verheiraten; und so gibt es auch bei echten Genies Wälder in der Seele, die durch nichts zerstört werden können und die wegen einer unalltäglichen Liebe nicht dem Verzweifeln preisgegeben sind.

Die Liebe Therese's von Brunswick ist mehr ins Dunkel gehüllt. Sie verlobte sich mit Beethoven im Jahre 1806 (Alter des Bildes); er war 36 Jahre alt. Sie selber hat nicht ohne Verungünung, erzählt, wie es zur Verlobung kam. Sie empfing den Künstler in Marienthal in Ungarn, wo sie mit ihrem Bruder, dem Grafen Franz, wohnte; dort tauschten sie ihre Lebensgeschichten; aber er war in schon lange Zeit zwangsgewonnen, denn er liebte sie schon, als sie noch in Wien, als kleines Mädchen, bei ihm Piano-Stunden nahm.

Schafft Turn- und Spielplätze!

An unsere Gemeinde-Vertreter.

Von R. Rechner, Bundespräsident im Arbeiter-Turner-Bund.

Was wir nie hoffen, daß es wird, was wir entschieden bekämpfen, kann vielleicht eintreten: Das Ende der Selbstverwaltung der Gemeinden und Bezirke.

Dieser Gedanke läßt eine Ideenverbindung aufkommen, die anfangs springhaft und zusammenhanglos erscheint.

Ich denke an das Wort von der proletarischen Körperkultur als einen lebenswichtigen Teil der sozialistischen Bewegung überhaupt. Es ist wohl nicht nötig, den Abschnitt des Hainfelder Parteitages, der von der geistigen und körperlichen Erziehung spricht, wörtlich anzuführen. Vielen ist das so geläufig, daß sie, des nachts gewacht, ihn herjagen können.

Diese Körperkultur meinen wir also: Turnen, Sport und Spiel, Schwimmen und Wandern als Zweckmittel, den wirtschaftlichen und politischen Kampf der Arbeiterklasse aktiv zu unterstützen.

Wenn wir bedenken, daß die Arbeitsstätten Fabrik, Bergwerk, Kontor, Nähstube, Werkstatt das Wohnungsgelände und die mangelhafte Ernährung den arbeitenden Menschen körperlich in hohem Maße schädigt, wenn wir ferner bedenken, wie wenig im Vergleich zum Besitzbürgertum der arbeitende Mensch für seinen Körper tun kann (Bad im Hause, viel Wäsche zum wechseln, Luftveränderung der Großstädter usw.) dann müssen wir, wenn wir dem Nachdenken nicht aus dem Wege gehen, sagen: Der Arbeiter muß turnen, Sport und Spiel treiben, er braucht Licht, Luft und Wasser, damit er ein vollwertiger Kämpfer werde und es bleibt. Und jene, die stumm erkannten, welche Freude und welche Besserung der Gesundheit sportliche Tätigkeit erzeugt, werfen auch bald die Zigaretten weg und trinken Milch anstatt Bier, denn sie wissen, daß die Muskeln bei schwierigen Bewegungen durch das Nikotin ungünstig beeinflusst werden, sie wissen, daß der Alkohol eine Fessel der aufstrebenden Arbeiterklasse, ein Hemmschuh des Klassenkampfes ist.

So eröffnet die proletarische Körperkultur neue Wege; sie schafft einen klaren Kopf, klaren Sinn und starken Willen, sie fördert Sozialismus und Gemeinschaftsarbeit, (im Gegensatz zur individualistischen Auffassung des bürgerlichen Sportes) sie stärkt den Willen für die Umwelt und weckt das Sehnen nach Freiheit und Ungebundenheit.

Man wirft dem Arbeiter-Sportler oft Einseitigkeit vor. Gewiß gibt es solche, ebenso wie es Jugendliche gibt, die von der Wehrhaftigkeit träumen — bei Zaitenklang und Mondenschein. Niemand wendet sich gegen die geistige Erziehung des Arbeiters.

Das, was wir aber unverständlich finden, ist die Ueberwertung der Bildung.

Nun wird ja überhaupt die Werbetrommel allerorten eifrig gerührt und der Volksgesundheit und der körperlichen Erziehung ein kräftig Wortlein geredet. Schon gibt es auch bei uns nach deutschem Vorbild „Reichsgesundheitswochen“. Einerseits so, andererseits wieder anders. Dort die Gesundheit der arbeitenden Stände durch die unsozialen Aufschläge unterm Graben, hier, (während der Gesundheitswochen) für die Gesundheit schreiben, sprechen und versprechen. Sogar dem Kinde (im Zeitalter des Kindes) fehlt genügende körperliche Betätigung. Das Sitzen und das Einatmen verbrauchter staubiger Luft, die Ueberschätzung gedächtnismäßig eingerichteten Wissens, mangelnder Turnunterricht in Licht- und sonnarmen Höfen, das sind die Dinge, die der Gesundheit der heranwachsenden Jugend abträglich sind.

Nun tut der Arbeiter-Turn- und Sportverband was er kann. Das Wort, die Schrift und die Tat werden, so daß die Erkenntnis des Ver-

tes körperlicher Erziehung in weite Schichten der Arbeiterschaft eingedrungen ist.

Aber noch lange nicht hat die Arbeiter-Turn- und Sportbewegung bei den Arbeitern selbst jenes Tagesinteresse erreicht, das ihr gebührt.

Jetzt, wo der Frühling nicht nur kalendermäßig seinen Einzug gehalten hat, zieht ein Sehnen nach Bewegung in frischer Luft durch tausende Menschen. hinaus ins Freie! Aber nur ein Turnsaal, ein kleiner Platz, ist alles. Es fehlt an Raum, es fehlt an großen Spiel- und Sportplätzen. Viele große Gemeinden haben nicht einmal einen Spielplatz für die Schuljugend und niemand denkt daran ihn zu schaffen. Die Jugends treiben's ja so toll genug. Jawohl, eben deshalb. In der Schule hält man sie nieder. Aufspringen beim Weiden ist verboten, Durcheinanderlaufen während der Pause auch, vieles ist verboten und es ist kein Turnplatz da, wo man spielen, laufen oder springen könnte. Es bleibt nur die Straße oder ein enger Hof.

Auch die Arbeiterturner wollen spielen und sporneln.

Das wäre also das Problem für unsere Vertreter in den Gemeinden und in den Bezirken: Schafft Sportplätze!

Eine große Aufgabe, die zu lösen lohnender ist, als beispielsweise über die Verhandlungsmöglichkeit einer Wasseruhr sich zu ereifern. Schafft Spiel- und Sportplätze. Fordert Beiträge zur Förderung des Turnens und des Sports. Und die Arbeiterturner müssen selbst mit eingreifen. Sie müssen sich mehr am politischen Leben beteiligen, Mitglieder der Partei sein, Fühlung und Verbindung suchen, Einfluß gewinnen, damit die lebensnotwendigen Forderungen und Voraussetzungen proletarischer Körperkultur teilweise erfüllt werden; denn jener der nur Sportler ist, dem der Handstand alles, die politische Bewegung aber nichts ist, der nur die Sportzeitung liest, den die Fußballberichte des Sonntags gefangen nehmen, daß er auch die Halbzeiten der großen Länderspiele herjagen kann, der ist kein Arbeiter-Sportler. Und unsere Genossen in der Partei, die Fraktionen in der Gemeinde und im Bezirk, sie sollen mit allen Mitteln fördernd eingreifen.

Es gibt schon Gemeinden, die Bedeutendes geleistet haben.

Ich nenne nur Kuffig und Judmanteil bei Teplitz. Diese Sportplätze sind Erholungsstätten, sind der Anknüpfung zu den künftigen idealen Arbeiterheimen. Aber wo bleiben die vielen ungezählten Städte und Gemeinden, die Körperkultur nur dem Namen nach kennen.

Es ist wahr, daß wir neue Menschen brauchen, dann ist es auch klar, daß die neuen Menschen nicht vom Himmel fallen werden. Wir müssen miselfen sie zu erzeugen. Erst wenn der alte Mensch zerfällt, wird der neue wach. Und der neue Mensch ist nicht nur das Ergebnis seiner wirtschaftlichen Umwelt, er ist mit das Ergebnis einer bewußten sozialistischen Erziehung, von der man unmöglich die körperliche Erziehung losreißen kann.

Volkswirtschaft.

Die chinesischen Gewerkschaften.

Angeichts der Ereignisse in China werden auch Angaben über die chinesischen Gewerkschaften interessieren. Der Generalsekretär des chinesischen Seelenverbandes, Tschentuen, hielt nun kürzlich in Berlin einen Vortrag, in dem er über den Stand der chinesischen Gewerkschaften unter anderem sagte: „Am 1. Mai 1924 fand in China der erste Gewerkschaftskongreß statt, auf dem 160 Delegierte mehr als 200 Verbände mit 300.000 Mitgliedern vertraten. Auf dem zweiten Gewerkschaftskongreß im Mai 1925 hatten die Gewerkschaften bereits 540.000 Mitglieder hinter sich. Es erfolgte die Gründung des all-chinesischen Gewerkschaftsbundes. Der 3. Gewerkschaftskongreß im Jahre 1926 vereinigte die Delegierten von 1.500.000 Mitgliedern. Auf dem diesjährigen Ge-

in ihm hervorrast. „Mein Herz,“ sagt er, „wallt auf beim Anblicke dieses herrlichen Landes und dennoch ist sie nicht hier, bei mir.“ Um das Leben in seiner ganzen Fülle zu empfinden, brauchte er sie nicht um sich. Die Natur genügte ihm; er projizierte den Glanz seiner großen Seele auf den Horizont, der dann das Land mit Menschlichkeit bedeckte. „Niemand auf Erden kann die Natur so lieben wie ich,“ schrieb er etwas später.

So war die Liebe für ihn: nur ein Augenblicksgefühl und keine Einwirkung oder Eindruck, den die Herrschaft eines fremden Wesens in uns ständig hinterläßt. Ein Gesicht voll Frische und Jugend, eine Hand, die Sanftheit verbreitet, dies waren die genauen Grenzen für seine Wünsche. Sein wirkliches Gefühlsleben war nur ein Innenleben und welcher Reichtum an Stürmen, Blüten, Orkanen und dann wieder beschauliche Stille war darunter enthalten! Die Einfachheit war das Laboratorium für seine Gedanken.

Er war eines seiner abgeschlossenen Genies, die sich ganz der Kunst bewahren, und so mit Gott leben. Ein Leonardo da Vinci, ein Michel Angelo schühten sich ähnlicherweise gegen gesellschaftliche Bindungen und gegen die Liebe. Alle unsere sentimentalen Leidenschaften sind nötig, um sie an eine Mona Lisa oder Vittoria Colonna zu verketten. Sie lebten und starben in Wirklichkeit aber frei. Sie zogen es vor, lieber fleischlich zu leiden als die Unversehrtheit ihrer Gedanken zu verlieren.

Für Menschen dieser Art gibt es keine Inspiration bewirkende Frauen. Therese von Brunnswid war für dieses Gebäude mit ihrer Schönheit nur ein kleines Ornament ohne Bedeutung.

wertschafskongreß im Mai werden etwa drei Millionen Mitglieder vertreten sein. Die Hauptorganisationen sind der Verband der Seeleute, der all-chinesische Eisenbahnerverband und der Textilarbeiterverband.

Ueber die Orientierung des Chinesischen Gewerkschaftsbundes sagte Tschentuen: „Der all-chinesische Gewerkschaftsbund ist der revolutionären Roten Gewerkschafts-Internationale angeschlossen. Für die pazifistische oder reformistische Idee hat er nichts übrig.“

Daß es sich bei den chinesischen Gewerkschaften vorläufig mehr um den Ausdruck eines politischen Willens und einer nationalen Idee, als um Gewerkschaften im eigentlichen Sinne des Wortes handelt und in gewisser Hinsicht auch handeln muß, geht aus der Bemerkung Tschentuens hervor, daß die Einheitsfront von der Arbeiterschaft bis zur Bourgeoisie im Augenblick unbedingt notwendig sei.“ Wenn nach der hoffentlich erfolgreichen Beendigung der jetzigen politischen Bewegung einmal normalere Zeiten kommen, werden ohne Zweifel auch die chinesischen Kameraden einsehen, daß ihre Gewerkschaften, falls sie diese Wirren überdauern und nicht wegen ihrer weitgehenden Identifizierung mit dem Politischen auf eine zu starke Belastungsprobe gestellt werden, ihren Zweck nur erfüllen können, wenn sie diese Einheitsfront mit der Bourgeoisie und mit politischen Parteien überhaupt aufgeben. Daß ihnen bis dahin der Triumph ihrer Revolution Hauptzweck ist, ist selbstverständlich. Auf diesem Wege begleiten sie die besten Wünsche aller Arbeiter: „Es ist,“ wie das Organ des Amerikanischen Gewerkschaftsbundes „The Federationist“ sagt, „ein wundervoller Gedanke, daß ein Volk, dessen Sitten und Gewohnheiten zur Zentralisation prädestiniert, plötzlich die Ideale und Notwendigkeiten einer Nation entdeckt.“

Lohnforderungen der Porzellanarbeiter.

Der Verband der Keramarbeiter hat an den Arbeitgeberverband der Porzellanindustrie in Karlsbad Lohnforderungen gerichtet. Verlangt wird unter Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Kollektivvertrages die Erhöhung aller derzeit bestehenden Tarifsätze ab 18. April um zehn Prozent. Vom gleichen Datum an sind den im Stundenlohn beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen ihre Stundenlöhne um 15 Prozent, jene welche im Wochenlohn beschäftigt werden, um zehn Prozent zu erhöhen. Diese prozentuelle Steigerung der neuerechneten Lohnsätze hätten als abänderliche laufende Teuerungszulage zu gelten, welche je nach dem Steigen oder Fallen der staatlichen Indizes auf Verlangen eines der beiden Vertragsparteien quartalsweise im Verhandlungswege abgeändert und den jeweiligen Lebenshaltungskosten der Arbeiterschaft anzupassen wären.

Brücker Filmbörse.

Ein typischer „Star“-Film. — Zwei schlechte Na-Filme. — Ein Sensationsfilm. — Ein deutscher Mittelstück. — Ein russischer Film.

Die Filmwerke (Ing. Hans Gregor) bringen einen gewiß drei bis vier Jahre alten Paramount-Film „Die Tochter der Fremdenlegion“, einem der typischen amerikanischen „Star“-Filme, d. h. die Handlung ist nebensächlich, wenn nur der berühmte Star auf das Publikum seine anziehende Wirkung ausübt und es in die Kinos lockt, ist der Zweck voll erfüllt. Die inhaltliche Zahalheit des Stüdes ist der. Man könnte sich den Film als eine fesselnde Schilderung der Verhältnisse in einer französischen Fremdenlegion gefallen lassen: es gibt da ganz interessante Dinge und Gebräuche zu sehen, aber die Geschichte mit dem Kommandanten stört und macht das Stück dumm. Gloria Swanson in der Hauptrolle verleiht ihrer Gestalt viel Natürlichkeit und Lebenslichkeit, aber man kann sich öfters nicht des Eindrudes erwehren, daß ihr Spiel gezwungen ist und die gewöhnliche Künstlerin geknalltes überreißt. Ihr Gegenspieler Ben Lyon ist mindestens ebenso auffallend wie die Swanson. Es ist ein Verhängnis der Amerikaner, daß sie bei jeder Gelegenheit eine Liebesgeschichte anbringen müssen und dadurch die Hälfte ihrer Erzeugnisse erbarmungslos verfluchen.

Von dem peinlichen Zustand des deutschen Mittelstandes lesen wir im Ufa-Verleih erscheinende Eichberg-Filme tröstes Zeugnis ab. „Bater werden ist nicht schwer“ heißt der eine Film, eine alberne Geschichte von einer Millionärstochter (Lilian Harvey), die ein Waisenkind als Eigen an nimmt und dadurch samt dem Liebhaber (Harry Harn) in manche peinliche Situation gerät. Der lässliche Albert Paulig als Detektiv bemüht sich vergebens, in den Ansturm ein wenig Licht zu tragen. Genau so sieht der Film „Durchlaucht Radwieschen“, angeblich eine Groteske, in der Lenia Desni, Werner Fretterer (als österreichischer Leutnant) und Hans Junker mann die Hauptrollen inne haben. Eine Groteske muß innerlich wahr sein und viel Geist haben, sonst wirkt sie eher wie ein Trauerspiel. Beide Filme hat mit großer Routine und guten Einfällen Richard Eichberg inszeniert, — aber über die Zahalheit der Vorwürfe kommt man mit bestem Willen nicht hinweg. Von der Ufa ist man besseres gewöhnt, nicht Filme, die ebenso dumm wie langweilig sind. — Nebenbei gesagt: wundern wir uns sehr über den neuen Gebrauch, die Namen deutscher Künstler zu überlegen: aus Hans macht man seelenruhig „Hanus“, im zweiten Film aus Eichberg sogar „Eichensberg“ usw. Muß das sein? —

Die Biografie führt drei Filme vor. Daß die Vorliebe der Amerikaner für Fabeln, die Fergberggeschichten behandeln, noch nicht im Sinken ist,

beweist wieder einmal von neuem der Film „Des Königs Doppelgänger“, in dem Richard Taunadge eine Doppelrolle mmt. Das Stück ist natürlich inhaltslos, man kann es aber ruhig als eine sehenswerte Sensationsangelegenheit gelten lassen, denn die körperliche Gewandtheit des Hauptdarstellers läßt vieles vergessen. — Der deutsche Film „Fräulein Mama“ legt für das moderne Weib eine Lauge ein und versucht zu beweisen, daß die freie Erziehung der heutigen Mädchen die beste Vorbereitung darstellt für den Lebenskampf und für den Schutz der Mädchen vor den Männern. Ein Weib, das kurze Haare und kurze Röcke trägt, raucht und Charleston tanzt, muß nicht immer ein schlechtes Weib sein. Teilweise hat das Stück gewiß recht, teilweise arbeitet es wieder mit willkürlichen Annahmen, aber im ganzen hat der Film eine ziemlich gesunde Tendenz und ist als ein gutes Spielstück zu werten. In der Hauptrolle des modernen Mädchens beweist Helene Dallier, daß sie viel Filmreife hat, während die übrige Besetzung nicht gerade glücklich gewählt ist, sogar die sonst sehr gute Margarete Kupfer ist diesmal erschrecklich verfehlt und unvorstellbar herausgebracht. Immerhin ist aber der Film noch annehmbar, wenn er auch gar nicht mit dem russischen Film „Die Rache der Entehrten“ (Erzuzung Moschrapom-Ruß) zu vergleichen ist. Vergleichen darf man nämlich überhaupt nicht, denn der Unterschied ist gar zu groß und auffallend, da sich auch dieses Stück den schon besprochenen Erzeugnissen der russischen Filmkunst würdig an die Seite stellt. Hart und grausam ist auch diesmal die Fabel, die von dem Kämpfen der freien Vergewaltiger gegen die Unerdrückung der willkürlich herrschenden Fürsten erzählt. Die Tyrannen des Fürsten Besitz wird in aufpeitschenden Szenen gezeigt: die Bilder sind mit einer gewissen auswählenden und aufreizenden Tendenz geladen und strömen einen Bann aus, dem man sich schwerlich entziehen kann. Die Hauptstärke dieser Szenen ist, daß sie nicht sensationslüstern in die Breite gezogen sind, sondern eben mit ihrer Einfachheit und Selbstverständlichkeit ihre tiefe Wirkung erzielen. Die Grausamkeiten, Vergewaltigungen, Morde werden hart und ohne Schminte gezeigt, als Tatsachen, über die man zu berichten hat. Das Tempo lennt kein Jögern und Ausmalen von überflüssigen Details und prasselt daher auf den Zuschauer wie ein Gewitter nieder, reißt ihn mit und läßt ihn mit den handelnden Personen mitsfühlen. Die Darsteller sind nicht genannt, sind aber wieder herrlich typisiert und geben unter der zickigeren Leitung des Regisseurs A. Seljabinuzki eine wohlgeordnete Einheit, eine zusammengehörige Menge ab. Die Photographie (A. Falos) hält sich auf der üblichen intelligenten Höhe des russischen Filmes. Dieses lebenswahre Drama aus den Bergen des Kaukasus muß man gesehen haben. Argus.

Kunst und Wissen.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Samstag (121-1), 7 Uhr: „Fidei lo“. Sonntag, 2½ Uhr: „Der Vogelhändler“; 7 Uhr: „Das Schwalbennest“ Montag, 7 Uhr: „Hokus-pokus“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Samstag: „Trixie“. Sonntag, 8 Uhr: „Trixie“; 7½ Uhr: „Fischt“. Montag: „Tartuffe“, „Der zerbrochene Krug“.

Mitteilungen aus dem Publikum.

Das Beste für Ihre Augen liefert Optiker Deutsch, Prag, Graben 25, Kl. Bazar.



Berein für Jugendstrandkolonien, Abt. Grabo. Einige unpolitische Wohlfahrtsrichtungen, bestbewährt. Glänzende Erfolge im Vorjahre. Für Kinder ein Paradies. Anmeldungen täglich, Prag II., Prietop 26. Prospekte kostenlos. 1633

Aus der Partei.

Deutsche sozialdemokratische Bezirksorganisation Prag. Dienstag, den 5. April, um 8 Uhr abends im Zimmer der Zentralbildungsstelle, Prag, Rezkauka Nr. 18. Bezirksvertreterversammlung. Bestimmtes und pünktliches Erscheinen ist notwendig!

Jugendbewegung.

- S. J. Prag. Monatsprogramm für April. 6. Vortrag des Genossen Dr. Carl Franzel. Thema: „Die Weltanschauung des Bürgertums“. 9. Frühjahrsfeier. Gemeinsam mit den tschechischen Jugendlichen. Ort und Zeit wird noch bekanntgegeben. 13. Spielabend und Probe zum 1. Mai. 20. Monatsversammlung mit Vortrag des Genossen Schönfelder. Thema: „Die Bedeutung des 1. Mai für die Jugend“. 27. Gruppenabend und Probe zum 1. Mai.

Herausgeber Dr. Ludwig Czech. Verantwortlicher Redakteur Dr. Emil Strauß. Druck: Deutsche Zeitungs- u. G. Prag. Für den Druck verantwortlich: D. Golik.